Der zerbrochene Ring.

Erzählung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Motto:

„Und er, der Mann von heißem Blut,
Wenn's aufgereizt ward aus stillerem Muth,
Und hart verletzt, verglich dann sich
Der Klapperschlange, bereit zum Stich."

Byron.

Wenige Stunden von den Thoren von Bordeaux, bis fast zu den Ufern des Adour, von den Gränzen des Departements du Gers, bis zu dem Ufer des Meeres, erstreckt sich eine unermeßliche Einöde. Nur selten erblickt das Auge eine Oase, auf welcher ein ärmliches Städtchen, ein Dorf, oft nur ein einzelnes Haus, umstanden von zwei oder drei Korkeichen, gelegen ist. Die ganze weite Gegend bietet nichts als eine unendliche, sandige, oder morastige Ebene dar. Der Boden ruht in geringer Tiefe auf einem eisenhaltigen Tuff, der im Winter vom Wasser durchdrungen, bei steigender Wärme Dünste aushaucht, welche die Luft verderben, und die Entnervung der ohnehin sparsamen, elend aussehenden Bevölkerung vollenden.

Der Reisende, welcher das Steppendepartement (Departement des landes) durchzieht, wird überrascht von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem Anblick der traurigen, aber dem sinnigen Beschauer nicht uninteressanten, großartigen Oede. So weit das Auge trägt, sieht er keinen Gegenstand, der bedeutend über die unermeßliche Fläche emporragte. Kein Haus, kein Baum, kein Hügel erscheint seinen Blicken. Rechts und links, zur Seite des einsamen Pfades, wuchert gelbblühender Ginster, Rosmarin von niedrigem Wuchs haucht scharfe Gerüche aus, in dem dunkelgrünen, starren Busche des Ruscus Hypoglossum raschelt die Eidechse oder die Otter. Auf dem siebenzehn Stunden langen Wege von Bazas nach Roquefort, liegt nur eine einzige, menschliche Wohnung, das elende Posthaus von Captieur; doch steigt in blauer Ferne bereits die Pyrenäenkette mit ihren Pics und Nadeln, wie eine steile, gigantische Mauer in die Lüfte. Nur sehr selten begegnet der Reisende lebenden Geschöpfen außerhalb der Heerstraße. Erst in dem Zwischenraume mehrerer Meilen sieht er eine Heerde kleiner, brauner Schafe durch die Steppe irren, um die sparsam sprossenden Gräser zu benagen. Hunde mit scheuem Blicke, dem Wolfe auf ein Haar ähnelnd, umkreisen sie, und suchen sie vor den Wölfen, einer kleinen Hyänenart, zu schützen. Sieht der Reisende die wenigen Hirten, hört er das barbarische Kauderwelsch ihrer Sprache, so muß er eher glauben, daß er einer Horde Wilden in die Hände gefallen, als daß er sich auf dem Boden des „schönen Frankreichs" befinde. Gekleidet in eine Jacke, Weste, Paletot mit Halbermeln, alles von rauhem Schaffell, auf dem Haupt eine Art Barett, steht der Hirt

auf langen Stelzen, und hat einen Krückenstock, der ihm zu Erhaltung des Gleichgewichts als dritter Fuß dient, in der Hand. Wild starrt er unter der Mütze von Schaffell den Reisenden an, der mit Staunen die sonderbare Figur am Horizonte daher schreiten gesehn, und welcher, in der Nähe, nur mit widrigem Gefühl in das blasse, vom Fieber ausgemergelte Gesicht blickt, und sich, wenn er allein ist, eines Anflugs von Furcht kaum erwehren kann. In der That ist die Sicherheit, in der er sich befindet, auch eben nicht allzugroß. Fiele es einem dieser Halbwilden ein, ihn zu erschlagen und zu berauben, so würden die Reste des Getödteten in einem nahen Sumpfe spurlos verschwinden, und an keine Nachforschung zu denken sein. In frühern Jahrhunderten war natürlich die Unsicherheit dieser Gegenden noch viel größer wie jetzt, und wehe dem gescheiterten Schiffer, der von dem ewig stürmischen Meere von Biscaya an diese Küste geworfen wurde. Mit dem Geschrei: Avarech! stürzten die Strandbewohner auf die Dünen. Bald befanden sich die geretteten Gegenstände in ihren Händen, und die, denen sie angehört hatten, in der Tiefe des Oceans. — — —

„Tron de Diou! Wir haben uns verirrt; ich will dort gegen den Saum des Waldes jagen, dem wir schon drei Stunden zuziehen, der so nahe scheint, und den wir immer noch nicht erreichen können. — Bleibt Ihr mit Madame auf meiner Spur!" —

Der, welcher diese Worte sagte, war ein alter, ha-

gerer Sechziger, ganz in Stahl gekleidet. Der graue Bart, der den harten Zügen ein noch düstereres Ansehn lieh, hing über die Halsberge des Helms herab, der die Federn und Binden des Hauses Foix sehen ließ. Die beiden Reisigen, zu denen der Ritter sprach, hatten jeder ein Packpferd an der Hand, das die Effecten einer Dame und deren Begleiterin trug. Das Antlitz der ersteren konnte man nicht sehen, denn sie hatte, wie es zur Zeit Franz des Ersten gewöhnlich war, auf der Reise eine Larve vor dem Gesicht, aber wenn dies auch nicht der Fall gewesen wäre, so hätte man die Züge dennoch nur in der Nähe genau erkennen können, denn der Abend brach bereits herein, und ein Gewitter, das vom Meere heranzog, machte ihn nur noch düsterer.

„Glaubt Ihr wirklich, daß sich der Weg in der Nähe befindet?" fragte die Dame etwas ängstlich einen der Reiter.

„Ganz gewiß;" versetzte der Gefragte. „Hätte Ritter Henriot meinen Rath befolgt, so wären wir längst, wo sich die Straße von St. Jean de Marsac mit der nach Orthez führenden kreuzt; aber er legte auf die Aussage des schurkischen Hirten zu viel Gewicht, der uns nur darum Lügen aufheftete, weil er zum Führer genommen zu werden fürchtete. Seid indeß ohne Sorgen, Madame; wir sind an der Gränze der Haiden; dort beginnt der Eichwald. Können wir nur die Straße gewinnen, ehe es stockdunkel wird, so sind wir in einer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stunde an Ort und Stelle, denn, irre ich nicht, so liegt hinter jener Waldecke Cadillac." —

„Ich fürchte mich ganz entsetzlich!" sagte die Begleiterin der Dame — dem Anscheine nach ihre Zofe — mit ängstlichem Tone. „Ich wollte wir wären zweimal vierundzwanzig Stunden älter, und sähen bereits die Thürme der Burg von Orthez."

„Das ist das erstemal, daß ich aus Deinem Munde den Wunsch höre, älter zu sein, wäre es auch nur um zwei Tage;" versetzte ihre Herrin, indem sie die Larve vom Gesicht zog, welches wunderliebliche Züge blicken ließ.

Wie es den Anschein hatte, war die Dame noch nicht zwanzig Jahr alt. Das dunkle, glänzende Haar, die schön geschnittenen, von schmalen Brauen und langen Wimpern beschatteten Augen, aus denen eine sanfte Melancholie blickte, gaben dem herrlichen Oval ihres Antlitzes etwas ungemein Anziehendes.

„Und weßhalb fürchtest Du Dich denn so sehr, liebe Claire?" fragte die Dame weiter, indem sie schwermüthig lächelnd der Dienerin in das ängstliche Gesicht blickte.

„Vor Allem! Mademoiselle, vor Allem!" erwiederte Jene weinerlich. „Erstlich vor den Hexen und Wehrwölfen, von denen die Landes wimmeln, wie mir meine selige Großmutter zu Pau oft in den langen Winterabenden erzählte, dann vor den räuberischen Hirten, die mit den Reisenden nicht viel Umstände machen, wenn

sie sonst Gelegenheit finden, dann vor dem Gewitter, vor der Nacht, vor dem Schelten und Brummen des Ritter Henriot und noch vor einer Menge anderer Dinge, die mir gewiß alle noch beifallen werden, wenn ich länger darüber nachdenke."

„In diesem Falle wollte ich Dir rathen, das Nachdenken, welches ja sonst nicht Deine starke Seite zu sein pflegt, zu unterlassen;" sprach ihre Herrin im Tone des Vorwurfs. „In Allem, was Du da aufzählst, finde ich wenig, was einen Grund zur Furcht abgäbe, es müßte denn etwa das Gewitter sein, was eben heraufzieht, und uns in wenig Minuten mit einem tüchtigen Regenschauer überschütten wird."

Wirklich fielen in diesem Momente einzelne große Tropfen herab; die Dame nahm die Larve wieder vor das Gesicht, und hüllte sich in einen Mantel, den ihr einer der Reisigen darreichte. Kurz darauf kam der Ritter eiligst zurückgetrabt.

„Den Weg habe ich;" rief er verdrüßlich; „aber, irre ich nicht, so sind wir noch über zwei Stunden vom Nachtlager entfernt. — Bei unserer lieben Frau von Bonnecour! Hätte ich die Bestien von Hirten, die uns so in der Irre herumgeschickt, zur Hand, ich wollte ihnen das Fleisch von den Knochen peitschen lassen. — Jetzt ist weiter nichts zu thun, als den Wald zu suchen, um vor dem Sturm, der in wenig Augenblicken über die Steppe daher brüllen wird, ein wenig Schutz zu finden. — Nicht meinetwegen, Madame;" setzte er hinzu,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

indem seine harten Züge sich ein wenig zum Lächeln verzogen, „der Sturmwind und ich sind ein paar alte Bekannte, wir thun einander nichts, aber als der, von Eurem edlen Bruder Euch bestellte Ecuyer cavalcadour, muß ich für Eure Bequemlichkeit Sorge tragen, auch fürchte ich, daß dieses unnütze Geschöpf" — er zeigte auf die Zofe — „vor Furcht närrisch wird, ehe wir die Mauern des „noble chateau" (so nannte man das Schloß von Orthez) erreichen."

Ohne weiter ein Wort hinzuzufügen, setzte der alte Ritter den mächtigen Falben, der ihn trug, in Trab, der muntere Zelter, den die Dame ritt, folgte in Galopp, eben so eilte das Gefolge hinterher. —

Der Wald war in weniger als einer Viertelstunde Zeit erreicht. Er bestand zum Theil aus Korkeichen, die ihre knorrigen Aeste, welche vom Winde, der sich erhob, bewegt wurden, weit in die Luft streckten, zum Theil aus Tannen, die man, behufs der Theerbereitung, angehauen, theils auch hin und wieder gefällt hatte. Obwohl der Weg nicht eben schmal war, auch der Hochwald, welcher nicht durch Unterholz dichter gemacht wurde, das Zwielicht so weit durch die Zweige dringen ließ, um den Pfad deutlich erkennen zu lassen, so war doch das Gewitter herangekommen, und es dunkelte immer mehr. Ein furchtbarer Sturm brach jetzt los, die alten Aeste knarrten und ächzten, und der Regen schoß in Strömen herab. Die Wetterwolke stand nun im Zenith, und die Blitze begannen zu zucken. Es war indeß nicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jenes einzelne Leuchten, welchem dann ein tiefes Dunkel folgt, sondern jenes fortwährende Blitzen, das die Gewitter südlicher Gegenden so sehr von denen des Nordens unterscheidet, und das deshalb unsern Reisenden erlaubte, ihren Pfad, wenn auch etwas langsamer, fortzusetzen, da es ihnen möglich machte den Weg ziemlich deutlich zu erkennen. — Das Wetter hatte schon längere Zeit gedauert, es hatte sich durch scharfe Schläge, bei denen die Zofe stets laut aufschrie, und deshalb von dem mürrischen Ritter jedesmal ziemlich hart angefahren wurde, schon fast gänzlich entladen, und man konnte erwarten, daß es in wenig Minuten vorüber sein würde, als plötzlich ein schmetternder Schlag herabfuhr, und eine Korkeiche, dicht zur Seite des Weges und kaum zwanzig Schritte von den Reisenden entfernt, mit einem entsetzlichen Krachen zertrümmerte. Laub, Aeste, Holzsplitter flogen pfeifend umher. Einer der letztern hatte das Pferd Ritter Henriot's getroffen, es bäumte sich hoch auf und überschlug mit seinem Reiter, die Zofe schrie laut und fiel in Ohnmacht vom Rosse; es entstand ein entsetzliches Getümmel, denn auch die Pferde, welche das Gepäck trugen, hatten die Zügel zerrissen. Das schlimmste Loos von allen traf jedoch die junge Dame. So wie der Blitz herabfuhr, that der Zelter, den sie ritt, einen mächtigen Seitensprung. Die Reiterin, in der Angst herabzufallen, verlor sogleich die Zügel, sie klammerte sich an die Mähne des Pferdes, und dieses, sich fesselfrei fühlend, jagte nun mit seiner schönen Last wie rasend quer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

waldein. — Die Reisigen wußten in dem ersten Momente nicht, sollten sie dem Ritter beispringen, sollten sie das Pferd der Zofe oder die Packpferde einfangen, oder sollten sie sich auf die Rosse werfen, um ihrer Herrin nachzujagen. In der Bestürzung thaten sie von allem nichts, bis der Ritter sich von dem Boden aufgerafft hatte.

„Was steht Ihr da, Ihr Elenden?" schrie er wüthend, als er sich den Sand und Koth aus Mund und Augen gewischt hatte. — „O, ich könnte den Tölpeln gleich mein Schwert in den Leib stoßen! — Greife zu, André! Fange die Pferde ein! — Und Du, Foulques, hilf dem Geschöpfe da auf den Gaul! — Ohnmächtig? Cap de Diou! gieße ihr eine Hand voll Regenwasser ins Gesicht. Es wäre auch weiter nicht schade, wenn das Plaudermaul auf ewig verstummt wäre. — Aber, wo ist Madame? Wo ist Fräulein de Foix? — Was? — Das Pferd ist mit ihr durchgegangen? — O Himmel und Erde! — Bleibe hier, Foulques, bleibe bei den Pferden, und bei der Creatur da. — Du, André, begleitest mich. — Fort! — Fort!" —

Wie vom Sturmwind getrieben, sprengten Ritter Henriot und der Reisige nach der Gegend, wo der Zelter mit dem Fräulein verschwunden war. — —

Das Pferd war indeß mit der Dame im rasendstem Laufe fortgestürmt. Das Geschrei der Reiterin, das fortwährende Blitzen, vermischt mit dem Rollen des Donners und dem Krachen fallender Aeste, das Umherflat-

tern der zerrissenen Zügel hatten das Roß so wild gemacht, daß es seinen Lauf mehrmals veränderte, und endlich eine Richtung nahm, welche der, in welcher der Ritter das Fräulein anzutreffen glaubte, ganz entgegengesetzt war. So stürmte der Zelter längere Zeit am Ufer eines Bächleins, das sich durch eine sumpfige Waldwiese schlängelte, fort; jetzt nahm er einen Anlauf, um über das Flußbett zu setzen, er gelangte auch wirklich hinüber, aber die Reiterin ward mit solcher Gewalt abgeworfen, daß ihr sogleich die Sinne vergingen. —

Die Dame mochte ungefähr ein Viertelstunde in Ohnmacht gelegen haben, das Roß war in die dunkle Wetternacht hineingestürmt und verschwunden, das Gewitter hatte aufgehört, und der Mond stieg eben herauf, als sie wieder die Augen aufschlug. Sie that einen lauten Schrei, als sie zwei dunkle Gestalten, jede mit einer blitzenden Axt in der Hand, neben sich gewahrte. Eine derselben beugte sich über das Mädchen und raunte der andern ein paar halblaute, aber rauh und sonderbar klingende Töne in einer fremden Sprache zu.

„Helft mir, lieben Leute;“ sagte Fräulein de Foix ängstlich, indem sie sich aufrichtete. „Das Pferd ist mit mir durchgegangen, hat mich abgeworfen, und ich bin vielleicht weit von meinen Begleitern, die mich gewiß in dem ganzen Walde aufsuchen werden. Wenn Ihr mich auf den Weg, der nach Orthez führt, bringen wollt, so werde ich Euch gut belohnen.“

Die beiden düstern Gestalten schienen das Fräulein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht zu verstehen, sie stierten es finster an, dann fingen sie an in einer kauderwelschen Sprache sich zu berathschlagen, und einer der beiden Männer machte heftige Bewegungen mit der Axt. Das Mädchen ängstigte sich während dieser Zeit aufs Furchtbarste, doch beruhigte es sich wieder etwas, als es bemerkte, daß der zweite jener Männer dem Gefährten zu widersprechen schien, und dem Fräulein winkte ihnen zu folgen. Alle drei setzten sich nun in Bewegung, und gingen längere Zeit dem Laufe des Baches entlang, bis sie endlich auf einem schmalen Pfade sich wieder in den dichtesten Wald schlugen. Die Männer sprachen im Gehen fortwährend leise miteinander, und die Angst des Fräuleins stieg von Minute zu Minute, bis plötzlich ein Licht durch die Bäume schimmert, und die Gesellschaft sich vor einer Hütte befand, welche die der Hirten der Steppe an ärmlichem Aeußeren fast noch übertraf. Es war ein rohes Blockhaus, welches nur zwei, mit dünngeschabter und mit Oel getränkter Schafhaut geschlossene Fenster hatte. Eine Feueresse fehlte ganz, und der, von dem am Boden der Hütte lodernden Feuer, aufsteigende Rauch zog in dichtem Strome zur Thüre heraus. Das Fräulein trat mit ihren Begleitern jetzt in die Wohnung. Außer ein paar Abtheilungen, von Bretern gezimmert, und im obern Ende des Hauses befindlich, bildete das Ganze nur einen einzigen Raum. Der Fußboden bestand aus gestampftem Lehm, eben so der nur ein Fuß hohe Heerd, auf welchem dürre Aeste prasselten. Zwei zerlumpte Weiber

und drei oder vier splitternackte Kinder sprangen beim Anblick der Eintretenden auf und umringten sie alle zugleich, in einer sehr unharmonischen Sprache, rauhe Töne ausstoßend. Einer der Begleiter deutete gebieterisch, fast drohend, durch einen Wink der Hand dem Fräulein an, daß es sich auf einen Holzblock am Feuer niederlassen sollte. Das Fräulein setzte sich schleunig nieder, aber ihre Angst nahm nur noch zu, als ihr Auge auf die Hausbewohner fiel, und sie einen nach dem andern betrachten konnte. Sie wußte kaum, sollte sie, nach deren Aeußeren urtheilend, sich unter Menschen oder Dämonen des Waldes glauben. Alle waren todtenbleich, mit Aussatz oder Beulen bedeckt, und fast Jeder — auch die Kinder — hatten einen Kropf, nebenbei auch tiefe Narben am Halse. Das Kopf- und Barthaar der Männer war verworren, Gesicht und Hände starrten von Schmutz, und eine fast thierische Stupidität ruhete in dem Ausdrucke der Gesichter sämmtlicher Hausbewohner; nur dann und wann brachte ein boshafter Blick, oder ein dummes Lächeln eine Veränderung in diese Physiognomien, bei deren längerer Betrachtung Fräulein de Foix einen Schauer den Rücken hinabrieseln fühlte. Die Bekleidung der Waldbewohner glich im Allgemeinen der, welche die Landleute der Gegend trugen, nur war sie sehr zerlumpt und unreinlich; was jedoch dem Fräulein besonders auffiel, war eine Zierrath, die Alle, Männer wie Weiber, mit einander gemein hatten; es war dies ein rother Tuchfleck, von der Form eines Enten- oder Gänsefußes. Die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Männer hatten ihn auf die Schulter festgenäht, die Weiber trugen ihn an der Bedeckung, die das struppige Haar zusammenzuhalten bestimmt war. Was das Fräulein am meisten beunruhigte, waren die gierigen Blicke der Anwesenden, gerichtet auf eine dicke, goldene Kette, welche, mehrmals um den Leib geschlungen, bestimmt war, eine Tasche, die allerlei Kleinigkeiten enthielt, zu tragen. Diese Kette war auch unstreitig ein Gegenstand der Unterhaltung der Waldbewohner geworden, denn eins der Kinder ging, sobald sie zu sprechen begonnen hatten, zu dem Fräulein, um den Schmuck näher zu betrachten, doch ward es sogleich von einem der Weiber auf die Seite geschleudert.

„Ist nicht Jemand hier, der französisch spricht, oder vielleicht die Sprache von Oc?" fragte das Fräulein endlich, als sie ihre Angst immer mehr und mehr zunehmen fühlte.

„Ich spreche die letztere ein wenig;" versetzte das älteste der Weiber, indem es sich dem Fräulein gegenüber auf einen Holzblock setzte. „Wer seid Ihr, und woher kommt Ihr?"

„Ich bin die Schwester des Grafen von Foix;" erwiederte das Mädchen. „Ich reise nach Orthez. Ein Wetterschlag machte mein Pferd scheu, und trennte mich von meinen Begleitern."

„Da seid Ihr weit aus dem Wege gerathen;" sagte das Weib, das vom Rauche geröthete Auge auf das Mädchen richtend. „Der Weg, der nach Pau und Or-

thez führt, ist über drei Stunden von hier entfernt. Hier werden Euch Eure Begleiter schwerlich aufsuchen."

„Das fürchte ich auch, liebe Frau;" versetzte das Fräulein ängstlich. „Ich wollte Euch deshalb bitten, doch einen der Männer zu vermögen, daß er nach dem nächsten Dorfe ginge, und so viel Boten wie er nur haben könnte nach allen Seiten sendete, um den Ritter Henriot Gailhac, meinen Stallmeister, aufzufinden; ich will Alles reichlich bezahlen, und Euch belohnen."

Es erfolgte jetzt ein längeres Gespräch zwischen der Frau und den Männern, aber die Blicke der letztern waren eben nicht geeignet, dem Fräulein Ruhe einzuflößen.

„Euer Wunsch, Dame, kann nicht erfüllt werden bevor der Tag anbricht;" sagte endlich das Weib ziemlich trocken. „In einer Sturm- und Gewitternacht streifen die Wölfe gern in Schaaren, und sind grimmiger wie sonst. Ihr müßt den Tag erwarten. Legt Euch inzwischen etwas schlafen, damit Ihr Kräfte sammelt, um morgen früh weiter gehen zu können. — Hier im Hause," setzte sie mit einem hämischen Lachen hinzu, „werdet Ihr freilich nicht schlafen wollen. — Und wer möchte dies Euch auch zumuthen? — aber draußen, auf dem Reisighaufen, könntet Ihr ein Lager finden. Es ist unter freiem Himmel, Niemand kann also sagen, Ihr hättet bei uns die Nacht zugebracht; hoch genug ist der Haufen; die Wölfe springen nicht hinauf, wenn sie auch in der Nähe heulen."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Um Gott, liebe Frau, gönnt mir doch ein Plätzchen in der Hütte. Ich will mich gern in ein Winkelchen setzen, selbst wenn ich kein Auge zuthun sollte;“ erwiederte das Mädchen ängstlich.

„Ei meinetwegen! Wenn es Euch recht ist, uns kann es recht sein, wiewohl uns noch Niemand um ein Nachtlager angesprochen hat;“ versetzte Jene mit widrigem Lachen. „Wolltet Ihr, als so ein vornehmes Fräulein, Eure Herablassung noch weiter treiben, so könnte ich Euch sogar mein eigenes Lager dort in dem Kämmerchen anbieten, oder eins von Moos zurecht machen.“

„Nein! Ich will Euch nicht beunruhigen, noch vertreiben;“ hob das Mädchen hastig an.

„Ich dacht' es wohl;“ fiel laut lachend die Megäre ein. „Es wäre auch unerhört.“

„Um was ich Euch, gute Frau, indeß bitten wollte, das wäre ein Bissen Brod;“ sagte die Vorige. „Mich hungert entsetzlich.“

„Ihr wollt essen? — Mit uns essen?“ sagte die Frau mit Erstaunen.

„Warum nicht?“ fragte das Mädchen mit Verwunderung.

Jene antwortete nicht, ondern sie deutete mit einem Lächeln, in dem etwas Grimmiges lag, auf den rothen Tuchfleck an ihrer Kopfbedeckung.

„Ich verstehe Euch nicht!“ sprach das Fräulein, indem sie die Alte fragend ansah.

„Ja, dann ist es etwas Anderes;“ versetzte das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Weib trocken. „Aber Brod — Brod haben wir nicht. Wir bringen das ganze Jahr kein's über die Lippen. — Wollt Ihr aber ein paar Eicheln, oder einen Fichtenzapfen? Damit kann ich dienen. — Vielleicht finden sich auch ein paar Kastanien, die könnt Ihr rösten."

Die Alte stand mit diesen Worten auf, holte ein paar Pinienzapfen — von der Meerfichte — und legte sie auf die Kohlen. Eben so machte sie es mit einigen Eicheln von der eßbaren Art, die in jener Gegend wachsen, so wie mit einer Handvoll kleiner Kastanien, die sie briet.

So ungewohnt dem Fräulein auch diese Kost erschien — besonders die Kerne des Pinienzapfens, denen ein eigenthümlicher Harzgeschmack beiwohnte — so stillte es dennoch seinen Hunger an derselben, während die Hüttenbewohner die Essende dumm anstierten, und in ihrer kauderwelschen Sprache allerhand Bemerkungen zu verlautbaren schienen. Die Mienen, welche letztere begleiteten, die Blicke, welche stets wieder auf die goldene Kette, die das Fräulein um den Leib geschlungen trug, gerichtet waren, erschienen immer weniger geeignet, die Zuhörerin zu beruhigen, und das Mädchen dachte schon daran, ob es nicht besser sei, auf irgend eine Weise Gelegenheit zu einer Flucht, in die düstre Nacht hinaus, zu suchen, als noch länger unter diesen Leuten zu verweilen, als ein Umstand sich ereignete, der der Scene eine andere Wendung gab. Die Thüre öffnete sich nämlich, und ein junger Mensch, von etwa achtzehn bis zwanzig Jahren,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

trat ein. Er war von schlanker Gestalt, sehr bleich im Gesicht, das überdies einen düstern Ausdruck trug, und dem die schwarzen Locken einen noch unheimlichern, wenn auch nicht widrigen Ausdruck liehen. Seine Kleidung war die eines Landmanns, doch nicht zerlumpt; auf der Schulter trug er den rothen Tuchlappen wie die Andern. — So wie sein Auge auf das Fräulein fiel, blieb er voll Ueberraschung und wie angewurzelt stehen; er schien es wenig oder gar nicht zu bemerken, als die Hüttenbewohner ihn umringten und bewillkommten. — Bald darauf, und indem er einen Moment nachgesonnen zu haben schien, zog er seine Jacke aus, warf sie in einen Winkel und setzte sich an das Feuer, indem er das Fräulein höflich begrüßte. Wie es den Anschein hatte, ward der junge Mensch von den Hausgenossen mit einer Menge Fragen bestürmt, die er in kurzem, ziemlich barschen Tone beantwortete, und sich dann an die Dame wandte.

„Seid Ihr nicht Fräulein Françoise de Foix?" fragte er in gutem Französisch. „Doch, was frage ich erst!" setzte er sogleich höflich hinzu. „Wer Euch bei dem Ritterspiel zu Perigueux, am Hofe des großen Barons Archambaud de Perigord, gesehn, wo Ihr die Danke austheiltet, kann Euern Anblick um so weniger vergessen haben, als seine Augen, wie die vieler Hunderte, lange Zeit auf Euch ruheten, und natürlich auch bewunderten."

„Du bist sehr höflich, mein Freund!" erwiederte das Fräulein, indem ihr eine Last von der Brust zu fallen schien. „Es freuet mich, daß ich Jemand um mich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weiß, der Antheil an meinem Geschick — das Dir diese Leute wohl bereits mitgetheilt haben werden — zu nehmen scheint, denn ich war, wiewohl gewiß mit Unrecht, bereits etwas in Angst gerathen."

„Ich glaube," fiel der junge Mensch lebhaft ein, „daß ich eben sehr zur rechten Zeit gekommen bin, denn in Wahrheit, Madame — aber ich bitte Euch, laßt den Inhalt dessen, was ich Euch sage, nicht durch einen veränderten Gesichtszug kund werden — Ihr waret hier nichts weniger als sicher."

„Heilige Jungfrau von Saint Didier!" sprach das Fräulein entsetzt; „so bin ich also Räubern in die Hände gefallen?"

„Das nicht! — Das eben nicht;" sagte der Jüngling. — „Aber," setzte er nach einer Pause bitter hinzu, „Jedermanns Hand ist gegen sie, und so könnt Ihr es ihnen nicht verdenken, wenn ihre Hand gegen Jedermann gerichtet ist. — Seid indessen ganz ruhig; nun ich hier bin, widerfährt Euch nichts. Eher müßte man mir das Leben nehmen, ehe man Euch nur ein Haar auf dem Haupte krümmen sollte."

„Aber weshalb sind denn die armen Leute ein Gegenstand der Verfolgung? Sie scheinen ja ohnehin unglücklich genug, arm und krank wie sie sind." —

„Meint Ihr, Madame?" fragte der Jüngling mit einem Lachen voll Grimm. — „Weshalb sie verfolgt werden? — Weil sie geboren wurden! Weil sie athmen! — Warum wollen sie auch leben? Warum er-

säuft nicht der Vater jeden Neugebornen? Warum dreht die Mutter nicht dem Erstlinge sogleich den Hals um; ihn erwartet ja doch nichts als Elend. — Habt Ihr niemals etwas von den Cagots gehört?"

„In meinem Leben nicht;" erwiederte das Fräulein. „Ich bin zum erstenmal in dieser Gegend, obwohl das Stammhaus meines Geschlechts in ihr liegt. Ich ward in Orleans erzogen."

„Ja, dann ist es etwas anders;" versetzte der junge Mensch in tiefes Nachdenken verfallend. — Plötzlich fuhr er heftig auf. Er hatte ein Gespräch vernommen, was die beiden ältern Männer mit einander führten. Mit rauhem Tone fuhr er auf sie los, er schien heftig mit ihnen zu streiten, seine Gestikulationen wurden immer lebhafter, er schlug sich im Eifer mehrmals mit der Faust auf die Brust, und griff nach einem Messer, das er im Gürtel trug. Die Weiber mischten sich auch in den Streit, aber der junge Mensch überschrie sie alle; er schien eine Art Autorität über die Hausgenossen auszuüben. Endlich legte sich der Zank, eins der Weiber stand auf, öffnete einen der Bretterverschläge, trug Moos und trockenes Laub hinein, und bereitete damit ein Lager.

„Begebt Euch zur Ruhe, Madame;" sprach der Jüngling jetzt. „Ihr müßt ein paar Stunden Kräfte sammeln. Sobald der Tag graut, wecke ich Euch, um Euch bis zu den Euren zu begleiten. — Schlaft ganz ruhig und getrost," setzte er hinzu, als das Fräulein zauderte, „nur über meine Leiche geht der Weg zu Euch."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Nein! — Nein, ich will nicht schlafen;“ rief Françoise in Angst. „Ich könnte keinenfalls ein Auge zuthun. Ich will in Deiner Nähe bleiben, guter Mensch, und ich werde Dir, wenn Du mich glücklich zu den Meinigen begleitest, eine gute Belohnung geben.“

„Eine Belohnung?“ sagte bitter lächelnd der Jüngling. „Es giebt nur eine Belohnung, nur ein Glück für mich auf der Welt, und dies mir zu gewähren steht außer Eurer Macht. — Geld bedarf ich nicht, meine Bedürfnisse sind sehr einfach. Der kleine Dienst, den ich Euch leiste, indem ich Euch schütze, belohnt sich selbst, indem Ihr ihn annehmt. Mancher hohe Rittersmann würde Eurem Schutze mit Freuden seinen Arm leihen, wie sollte ich nicht mit Freuden mein Blut daran setzen, wenn es nöthig wäre!“

„Es würde sich dennoch wohl etwas finden lassen, was Dir Freude machte;“ sagte das Fräulein theilnehmend. „Wenn es nicht Krankheit oder Mangel ist, was Dich drückt, so sehe ich nicht ein, was einen jungen Menschen, wie Dich, so unglücklich machen könnte. Die weite Welt steht Dir offen, Du wirst nicht in diesem öden Walde bei diesen“ — Ungeheuern wollte sie sagen, doch besann sie sich sogleich — „bei diesen Leuten, die so elend und unglücklich scheinen, verkümmern wollen. Warum suchst Du nicht Dienste? Warum greifst Du nicht zur Pflugschaar, oder zum Schwert? In einer Zeit, wie die jetzige, braucht man junge, thätige Leute. Willst Du ein Landmann werden, so wollte ich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dich meinem Bruder empfehlen, er würde es mir nicht verweigern, Dich unter seine Grundholden aufzunehmen, wenn Du ein freier Mann bist, oder Dich loszukaufen, wenn Du zu den Leibeigenen eines Andern gehörst; ziehst Du das Handwerk des Schwertes vor, so wäre unter dem Banner Gaston's de Foix ebenfalls für Dich ein Platz zu finden."

„Ich zweifle sehr, daß der Graf, Euer Bruder, dieselben milden Gesinnungen gegen mich hegen dürfte, wie Ihr, Madame!" sprach düster der junge Mann. „Ich glaube, daß in dem Augenblicke, wo er mich sähe, er mich von sich weisen würde."

„Das sehe ich nicht ein;" sprach das Fräulein verwundert. „Ich kann überhaupt nicht begreifen —"

„Wie ich dies meine?" fiel Jener ein. — „Hm, die Leute aus dieser Gegend sind eben nicht sehr beliebt;" setzte er mit seinem frühern bittern Lachen hinzu. „Sie haben alle eine so eigene Farbe, eine sonderbare Gesichtsbildung, sie tragen so eine Art Kainszeichen. — Findet Ihr dies nicht auch auf meinem Antlitz ausgeprägt?"

„Keineswegs;" erwiederte das Mädchen. „Du siehst zwar etwas kränklich aus, aber den Gesichtszügen nach würde ich Dich — in einem andern Anzuge vorzüglich — nicht von andern jungen Landleuten, aus dem Limousin oder Perigord, unterscheiden können."

„Meint Ihr? — Meint Ihr dies wirklich, Madame?" — fragte der junge Mann mit großem In-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

teresse. „Ja dann — in diesem Falle. — — Ich glaube," setzte er nachdenkend hinzu, „daß es am Ende dennoch möglich wäre, daß ich Euch ein Glück zu verdanken hätte, welches mich aus dem Abgrunde der Verzweiflung auf die Sonnenhöhe des Lebens tragen könnte."

„Und welches wäre dies, Du Aermster?" fragte Françoise theilnehmend.

„Ich kann es Euch jetzt nicht nennen, aber morgen, wenn ich Euch auf die Straße von Pau begleite, werde ich mit Euch darüber sprechen;" sagte der Jüngling. — „Jetzt aber, Madame, bitte ich Euch, geht zur Ruhe. Seid versichert, daß Ihr, wenn ich vor Eurer Kammerthüre wache, in solcher Sicherheit schlaft, wie in dem Schlosse von Orthez. Vielleicht erlaubt Ihr mir noch diesen Leuten zu versichern, daß Ihr ihnen eine kleine Belohnung für die Aufnahme und den genossenen Schutz zusenden wollt, wenn Ihr wieder bei den Eurigen angekommen sein werdet."

„Ich habe zufällig einige Goldstücke bei mir, die könnte ich ihnen sogleich geben;" sprach das Fräulein, indem es nach der Tasche griff, die an der goldenen Kette hing.

„Nein! — Nein, jetzt nicht. Nicht eher, wie bis Ihr bei den Eurigen seid;" rief hastig der junge Mann. „Doch geht. Geht, legt Euch zur Ruhe. Wir haben einen weiten Weg. — Schlaft übrigens, ich bitte Euch, ohne Sorge und Angst. — Ich würde," setzte er hinzu,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und sein düstres Auge flammte, „eher Vater und Mutter ermorden, als Euch das geringste Leid zufügen lassen."

Der junge Mensch erhob sich bei diesen Worten von seinem Sitz, er sprach einige Worte in festem Tone zu den Hausbewohnern, und das Fräulein sagte zu der ältesten der beiden Frauen, welche die im Languedoc übliche Sprache verstand, daß sie ein paar Stunden ruhen wolle. Françoise begab sich nun in einen der beiden Verschläge, und ließ sich hier auf das Mooslager nieder. Anfangs ängstete sie sich nicht wenig, als sie durch eine Spalte in der Thüre bemerkte, daß die Hausbewohner mit leiser Rede fortwährend heftig auf ihren jungen Beschützer eindrangen, doch beruhigte sie sich, als sich ihr aus dessen heftigen Geberden der feste Entschluß desselben, Jenen zu widerstehen, kund gab. Wie die Andern sich immer noch nicht zu beruhigen schienen, so sprang der Jüngling plötzlich auf, ergriff eine Axt, und legte sich quer vor die Schwelle der Kammer, in der das Fräulein sich befand, und die Andern suchten, leise murrend, ihr Lager. So wenig das Ganze das Fräulein zur Ruhe einzuladen im Stande war, so behauptete endlich doch die Natur ihre Rechte, und sie fiel in tiefen Schlaf. — —

Der Tag fing an zu grauen, als Françoise ein leises Klopfen an ihrer Kammerthüre vernahm.

„Erhebt Euch, Madame!" sagte eine leise Stimme, in welcher die Dame die des jungen Mannes erkannte. „Unser Weg ist weit; wir wollen aufbrechen."

„Rasch sprang das Fräulein von ihrem Lager auf,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und trat in den Hausflur. Die Hausgenossen lagen auf einem ärmlichen Lager von Moos und Blättern, bedeckt mit zerlumpten Decken, sämmtlich im tiefsten Schlafe.

„Kommt! — Kommt!" zischelte der Jüngling. „Das Abschiednehmen ist überflüssig."

Rasch schritt er jetzt voran, und das Fräulein folgte ihm. So viel der anbrechende Tag zu bemerken erlaubte, war der Jüngling mit einem Beil, wie solches die Zimmerleute im Gebrauch haben, bewaffnet, überdem blitzte in seinem Gürtel ein starker Dolch. Die Kleidung desselben war besser als die gestrige, und augenscheinlich sein höchster Staat, ein kurzes Wams von dunklem Tuche, und eben dergleichen Unterkleider. Auf der Schulter trug er heute nicht den rothen Tuchfleck, der dem Fräulein an den Hüttenbewohnern so aufgefallen war.

Die Reise der Beiden ging, nachdem solche mehrere hundert Schritte auf gebahntem Wege fortgewandert waren, von einem Punkte an, wo weder weicher Boden, noch abgestreifter Nachtthau ein Ausbiegen der Wanderer aus dem Pfade verrathen konnte, quer durch den dicksten Wald. Ein paar Hütten, auf welche Françoise durch Hundegebell zuerst aufmerksam gemacht wurde, umging ihr Beschützer in einem weiten Kreise, und möglichst schnell. Eben so durchschnitten sie einige Fußpfade, ohne einen von diesen zu wählen, bis nach Verlauf von etwa einer halben Stunde die Wanderer auf einen Waldweg kamen, der durch ziemlich dichtes Laubholz führte.

„Hier können wir langsamer gehen, denn die Gefahr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist vorüber;" hob jetzt der Jüngling an, indem er das Beil auf der Schulter ruhen ließ. „Hat Euch der rasche Gang angegriffen, so können wir ein Weilchen ausruhen."

„Das nicht! Ich fühle mich gar nicht ermüdet;" sagte das Fräulein. „Aber Du sprachest von Gefahr —"

„Ich kann Euch nicht verbergen, daß große Gefahr vorhanden war;" fiel ihr Begleiter ein. „Wie Ihr gesehen habt, leben die Leute, wo Ihr übernachtetet, im tiefsten Elend. Armuth, unverschuldetes Unglück aber macht feindselig gesinnt gegen Andere, denen ein besseres Loos gefallen ist. Die Hirten der Landes, die Strandbewohner sind zu räuberischen Anfällen geneigt, mit den — den Waldleuten ist dies in noch höherem Grade der Fall. In dem Hause, wo Ihr übernachtetet, waret Ihr unter meinem Schutz wohl sicher — man würde nicht gewagt haben, Euch anzutasten, denn man kennt mich — aber, wie Ihr bemerkt habt, liegen noch mehrere Hütten hier herum; kam nun Einer von jenen Leuten, wurde durch diesen Eure Anwesenheit ruchbar, dann konnte freilich ein Unglück entstehen, was ich Einzelner, selbst mit meinem letzten Blutstropfen, abzuwenden versucht hätte, wo ich am Ende aber dennoch vielleicht unterlegen wäre."

„Entsetzlich;" sagte Françoise schaudernd. „Ich hoffe, im schlimmsten Falle, würde man mich nur beraubt, nicht ermordet haben."

„Keinesweges;" versetzte der Jüngling. „Man hätte

Euch beraubt und ermordet. — Hätten die beiden Männer, die Euch im Walde fanden, im Dunkel die goldene Kette, die Ihr um den Leib tragt, bemerkt, so hätten sie Euch erschlagen, ehe Ihr in die Hütte tratet."

„Ich würde ihnen, in diesem Falle, hätte ich dergleichen ahnen können, sogleich die Kette freiwillig angeboten haben;" sagte die Dame.

„Es ist ein Glück, daß Ihr nicht auf diesen Gedanken kamet, sie hätten Euch augenblicklich umgebracht;" sprach der junge Mann. „Sie hätten Euch nicht getraut, hätten gefürchtet, daß Ihr davon sprechen könntet, und daß dann der Gebieter dieser Gegenden, der Kommandant des Schlosses zu Mont de Marsan, auf sie, gleich wie auf wilde Thiere, Jagd machen, und unsern — ihren ganzen Stamm ausrotten würde."

„Heilige Jungfrau!" sprach halb erschrocken, halb verwundert das Fräulein. „Was für eine Menschenklasse sind denn diese Waldbewohner? Sind es vielleicht Zigeuner? — Aber dies ist wohl nicht möglich. Ich sah dergleichen im Languedoc, und diese sind von Jenen ganz verschieden."

„Das ist allerdings der Fall!" fiel der Jüngling ein. „Diese Waldleute sind ein eigenthümlicher Stamm, welcher vor alten Zeiten aus fernen Landen einwanderte. Es sind jetzt tausend Jahre, als das Volk, von dem Ihr einige unglückliche Trümmer gesehn habt, ein mächtiges Volk war. — Habt Ihr niemals von den Westgothen Theodorichs, die einst bei Orleans durch Aetius

und Childerich eine Niederlage erlitten, reden hören? — Hörtet Ihr nie von der Schlacht bei Vougle, unweit Poitiers, welche den Fall des Königreichs von Toulouse vorbereitete, und den Thron Chlodwich's befestigte?" —

„Wie? Diese Menschen wären —"

„Diese Menschen sind die Nachkommen der glänzenden Krieger, der starken Recken Theodorichs;" rief der junge Mann in höchster Erregung. „Nach der Schlacht von Vougle schwuren die grausamen Franken bei ihrem Barte, sie auszurotten. Die Bewohner der Loire, der Severe, des Adour, trieben die Zerstreuten, die der Vernichtung entgangen waren, nach den öden Mündungen dieser Flüsse, und so wurden sie verfolgt, verhöhnt, mißhandelt bis auf den heutigen Tag."

„Fürchterlich! — Entsetzlich!" sagte das Fräulein. „Und Du, mein Freund, gehörst auch Du diesem unglücklichen Menschenstamme an?" —

Der junge Mensch schwieg eine Weile; er schien verlegen was er antworten sollte, endlich sagte er:

„Ja, Madame, auch in meinen Adern rinnt das Blut dieses unglückseligen Stammes; aber, obgleich der kleinste unserer Tyrannen nicht Anstand nehmen würde, bei der geringsten Veranlassung, es gleich einer Kothlache am Boden strömen zu lassen, so ist es dennoch das Blut eines Nachkommen mächtiger Häuptlinge, ruhmgekrönter, gothischer Krieger. — Zweifelt nicht daran;" sagte er, die Stirne runzelnd, als ihn Françoise verwundert ansah. „Oder haltet Ihr es auch für unmöglich,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daß der Betteljude, welcher stundenlang vor Eurer Thüre harret, um einige Fetzen abgelegter Kleider einzuschachern, und sich bis in den Staub erniedrigt, um solche preismäßig zu erhalten, ein Nachkömmling jener Könige, die auf den Thronen Israels und Juda's saßen, der Sprosse der unsterblichen Makkabäer, der Urenkel jener Vierfürsten, die selbst die Römer als Könige ehrten, sein könne? — Durch Brief, Siegel und Wappenschild," schloß er bitter, „kann ich meine Abkunft freilich nicht beweisen, aber fragt einen der Unglücklichen, die in diesem Walde hausen, und jeder wird Euch meine Worte bestätigen." —

„Wie geht es aber zu," fragte Françoise, „daß die Leute, die ich in jener Hütte sah, alle so krank, so elend und mißgebildet aussahen, während Du — Ihr, wollte ich sagen —"

„O, ich bitte Euch, nennt mich Du;" unterbrach der Jüngling, die Sprechende bitter anlächelnd. — „Daß jene Aermsten, und überhaupt fast Alle, die meinem unglücklichen Volke angehören, erblichen Krankheiten unterworfen sind," fuhr er fort, „ist die Folge einer allmähligen Ausartung, das natürliche Loos einer in Armuth und Elend lebenden Menschenklasse, die, von andern abgesondert und zurückgestoßen, sich nur unter sich fortpflanzt und erhält. Bei einigen frühern Häuptlingsfamilien ist dies weniger der Fall, und dies gilt, neben den bestehenden Traditionen, mit als ein Hauptkennzeichen derselben."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Und lebtest Du fortwährend unter diesen Leuten?“ fragte Françoise theilnehmend.

„Das nicht;“ erwiederte Jener. „Ich ward an der untern Loire, in der Bretagne, wo es auch Abkömmlinge unsers Volkes giebt, geboren. Meine Eltern starben früh, ich erlernte das Zimmerhandwerk, — das einzige, was unsere Tyrannen uns zu lernen erlauben — und ging dann nach Orleans, um dort Arbeit zu suchen. Ich zimmerte mit an dem Gerüst, auf welchem Ihr drei Tage später die Danke austheiltet, und jetzt bin ich, um in Pau oder Bayonne Arbeit zu finden, in diese Gegend gekommen.“

„Zu meinem Glück! Zu meiner Rettung!“ sagte das Fräulein mit Wärme. — „Aber ist es nicht sonderbar, fast möchte es selbst den Anschein von Undank haben, daß ich weder meinen Retter um seinen Namen gefragt, noch mich erkundigt habe, auf welche Weise ich ihn am besten belohnen könnte?“

„Ich heiße Wulf Bigorri;“ versetzte der Jüngling. — „Belohnen könntet Ihr mich wohl,“ fuhr er nach einer Weile zögernd fort, „aber die Belohnung, die ich allein annähme, werdet Ihr mir nicht gewähren wollen, und jede andere verschmähe ich.“

„Und dies wäre? — Sprich, was es ist, und liegt es in den Gränzen der Möglichkeit —“

„Das Gefühl der Erniedrigung, des Drucks, unter dem ich lebe, ist mir unerträglich!“ rief der Jüngling heftig. „Ich will heraus aus diesem geistigen Kerker,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aus der fluchvollen Fessel, die mich gefangen hält; dafür aber gäbe es nur ein Mittel, und das wäre; daß Ihr mich in Eure Dienste nähmet."

„Wenn es weiter nichts ist, guter Mensch" — sagte das Fräulein lächelnd, aber Jener unterbrach sie sogleich.

„Die Sache ist schwieriger, als Ihr denket;" sagte er. „Verlautbarte auf irgend eine Weise, welchem Stamme ich angehörte, so könnte es für mich vom größten Nachtheile sein. Furchtbare Strafen stehen darauf, wenn Einer von uns seine Abkunft verheimlicht, ja sich nur ohne jenes rothe Schandzeichen sehen läßt."

„Hm; man müßte es geheim halten. Niemand dürfte etwas davon erfahren;" sagte Françoise wie vor sich hin.

„Ihr wolltet dies? — Ihr genehmigt meinen Wunsch?" rief der Jüngling entzückt. „O wenn Ihr es wollt, dann ist es ein Leichtes. Man müßte es nur darnach anfangen. Ihr sagtet, Ihr hättet mich schon früher in Orleans gesehen, wo ich bei einer Dame Eurer Bekanntschaft in Diensten gestanden, diese hätte mich Euch empfohlen, und was Ihr sonst noch zu sagen beliebtet. Auf diese Weise würde kein Mensch an meine Abkunft denken. Ueberdies erschiene ich etwa erst in acht Tagen in Orthez —"

„Ich würde sagen," sprach das Fräulein nachdenkend, „Du hättest als Page bei einer Freundin in Orleans gedient —"

„Und Ihr wollt mich zu dem Eurigen machen? —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

O Dank, tausend Dank! — Aber da fällt mir ein, daß ich mir einen fränkisch klingenden Namen beilegen muß. Wulf Bigorri klingt gothisch; ich werde mich Raoul Gilbert nennen."

„Gut, thue das;" versetzte das Fräulein lächelnd. „Wenn Du aber nach Orthez kommst, so frage sogleich nach mir, und vermeide den Ritter Henriot Gailhac, bis ich Dich solchem selbst vorgestellt habe. Er ist ein alter, rauher Krieger, und wiewohl übrigens brav, und unserm Hause auf Tod und Leben zugethan, ist sonst etwas schwer mit ihm zu verkehren."

„O ich weiß es!" rief der Jüngling. „Die Leute unseres Stammes, in der Gegend von Orthez, klagen schwer über ihn. — Sei er indeß so schlimm wie er wolle, ich will Alles thun, mich ihm dienstbar zu erzeigen, wenn ich nur in Eurer Nähe weilen, Euch angehören darf."

„Ich freue mich, guter Raoul — denn so will ich Dich fortan nennen — daß ich Dir für den Schutz, den Du mir verliehen, meinen Dank abstatten, und dabei, indem ich Dich einem trüben Geschick entreiße, ein gutes Werk thun kann. — Aber, wie es scheint, ist der Wald hier zu Ende, und wir gelangen ins Freie."

„Dies ist in der That der Fall;" sagte der junge Mensch. „Dort auf jenes Dorf gehen wir zu. Dort kreuzen sich die Straßen von St. Jean de Marsac, und Mont de Marsan, und es ist zu hoffen — ich möchte es lieber zu fürchten nennen — daß Ritter Henriot,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenn er nicht selbst dort ist, dennoch Boten hingesendet hat, um nach Euch zu forschen." — —

So war es auch. — Kaum betraten die Wanderer das Dorf, als ihnen die Kunde ward, daß ein Reisiger Henriots sich dort befinde, um die ganze Bevölkerung aufzubieten, nach dem Fräulein zu spähen. Françoise entließ sogleich ihren Begleiter, um im Stande zu sein, ihn zu Orthez als einen frühern Bekannten aus Orleans aufzuführen. Nur mit Mühe ward es ihr möglich, ihm ein paar Goldstücke aufzudringen. Er nahm sie erst, als ihm das Fräulein die Nothwendigkeit vorstellte, sich als Page herauszuputzen, weil Ritter Henriot sonst Anstand nehmen könnte, ihn zu dem Dienste des Fräuleins zuzulassen.

Sprachlos, aber mit Blicken, welche sagten daß sich mächtige Gefühle in seinem Busen regten, drückte Raoul die Hände des Fräuleins an seine Lippen, und stürzte erst fort, als man die Ankunft des Reisigen meldete. —

So wie man die Wüsten des Departements „des landes" hinter sich hat, und die des Bezirks der Unterpyrenäen überschreitet, glaubt man sich in eine ganz andere Welt versetzt. Im Hintergrunde scheint sich ein Vorhang aufzurollen. Kühn thürmen sich die starrenden Massen der Pyrenäen in die Lüfte. Kaum ohne ehrfurchtsvollen Schauer kann man diese ungeheure Felsenwand sich bis über die Wolken erheben sehen. Hier glänzt schneebedeckt, über alle seine Nachbarn emporragend der Montperdu. Er erreicht eine Höhe von fast

elftausend Fuß. Dort steigt der Cylinder des Marboré, da der Pic du Midi de Pau, dort wieder die Rolandsbresche, jeder von ihnen über neun- bis zehntausend Fuß hoch, in die Lüfte. Während die Eiszone in den Alpen die ganze höhere Bergkette in sich begreift, berührt sie in den Pyrenäen nur die Spitzen der Berge, und das Klima ist in den Thälern und Vorbergen bei weitem milder. Die üppige Vegetation, welche selbst hie und da, und zwar am meisten in den von mehreren Seiten gegen die Nordwinde geschützten Thälern, an die spanische und portugiesische Flora erinnert, giebt davon das beste Zeugniß. An den Ufern des Gave de Pau wächst die Gartennelke wild in den Hecken, gebildet aus Myrthen und Arbutus, strebt hier und da ein schlanker Lorbeer, um den sich die Ranke der Passionsblume schlingt, in die Luft; die Wälder bestehen aus Korkeichen, zwischen denen die Pinien ihre riesigen, grünen Sonnenschirme ausbreiten. — In einem trefflich angebauten Gelände, auf dem Abhange einer Anhöhe, deren niedrigere Fortsätze bis zu dem Gave fortlaufen, liegt die Stadt Orthez. Sie wird von Ruinen überragt, welche heute fast nur noch unförmliche, von Epheu überwachsene Trümmerhaufen darbieten, die aber einst ein so starkes, wohlverwahrtes und für jene Zeit zierliches Schloß waren, daß es weit und breit unter dem Namen: „le noble chateau“ bekannt war. Selbst in den Zeiten, wo das Geschütz in Gebrauch kam, waren die starken Mauern, die mächtigen Rondele, von denen sie flankirt wurden,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die kolossalen Thürme, im Stande, den andringenden Feinden lange zu widerstehen. Das Schloß von Orthez war lange Zeit der Lieblingssitz der Grafen de Foix; nur der Bruder Françoisens machte eine Ausnahme davon. Er hielt sich meistens am Hofe auf, und all sein Dichten und Trachten ging darauf, dort ein eben so mächtiger Mann zu werden, wie ihn Geburt und Vermögen zu einem angesehenen machten. Diese Stellung zu erlangen, hatte er bis jetzt kein Mittel vernachläßigt, dennoch war er nicht im Stande gewesen, sich bei Franz dem Ersten besonders in Gunst zu setzen. Gaston schrieb dies besonders auf Rechnung des Günstlings des Monarchen, des Grafen von Chateaubriand. Sich diesem mächtigen Mann gefällig zu erzeigen, ihm zu schmeicheln, und auf alle Weise sich zu verbinden, bis er ihn auf irgend eine Art aus dem Sattel zu heben im Stande sei, war daher das Bestreben de Foix's. Bis zu den, zu Orleans gehaltenen, Ritterspielen hatte seine List indeß noch nie rechten Erfolg gehabt. Chateaubriand war zu schlau, sich einen Nebenbuhler in der Gunst des Königs zu erschaffen, und er wies daher, so viel es nur immer der Anstand erlaubte, jede Annäherung Gastons kalt zurück. In Orleans änderte sich dies plötzlich. Er sah Françoisen, und der vierzigjährige, harte, kalte Mann ward von dem Anblick des Mädchens so bezaubert, daß er sich, ehe er es selbst vermuthen konnte, durch die Fesseln der Liebe an die Familie de Foix gekettet fühlte. Gaston that Alles, was in seinen Kräften stand, um

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein Bündniß zu Stande zu bringen, das ihn auf den Gipfel seiner Wünsche tragen sollte. Daß die Schwester ihm oft versicherte, daß sie niemals den Grafen lieben werde, daß eine Ehe mit dem stolzen, wegen seiner Härte, seinem Eigensinne, besonders wegen den tausend Launen, der Eifersucht, mit der er seine erste Gattin zu Tode gequält, das Unglück ihres Lebens machen würde, kümmerte den Eigensüchtigen, der nur seine Pläne im Auge hatte, wenig, und als Chateaubriand endlich um die Hand Françoisen's anhielt, so sagte er sie diesem ohne weiteres zu, indem er der Schwester nur die Wahl zwischen dieser Ehe oder dem Kloster ließ. Bei der fast unumschränkten Willkühr, mit welcher ein Familienhaupt, in jener Zeit, über das Geschick der Töchter, oder Schwestern verfügte, bei der Gunst, welche der mächtige Graf bei dem Könige genoß, bei der, anscheinend durch Ehren und Glücksgüter so glänzenden, Verbindung, würde Françoisen eine Zuflucht zu den Stufen des Thrones — die einzig mögliche — nichts geholfen haben, und das Fräulein ergab sich endlich unter tausend Thränen in ihr Schicksal. Da der König wünschte, daß die Hochzeit auf dem Schlosse zu Mont de Marsan — wo er vor einigen Jahren selbst seine Braut empfangen, und die Hochzeit gefeiert hatte — vollzogen werden sollte, so hatte Gaston de Foix seinen Vasallen, den Kommandanten des Schlosses von Orthez, Ritter Henriot Gailhac, nach Orleans gesendet, um Françoisen abzuholen, und auf der Reise nach Orthez, wo sie bis zum Eintreffen des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hofes verweilen sollte, war es, wo dem Fräulein das geschilderte Abentheuer begegnete. — —

Es mochten etwa vierzehn Tage nach der Ankunft des Fräuleins zu Orthez verflossen sein, als sich Françoise in einer großen Halle der Burg befand, welche als der Ahnensaal der Familie de Foix betrachtet wurde. Das Gemach war von ganz besonderer Länge und Breite, dennoch war, die Westseite ausgenommen, wo acht spitzbogige Fenster eine herrliche Aussicht auf die Pyrenäen darboten, jedes Plätzchen an der Wand mit Familiengemälden bedeckt. Sie waren fast alle in Lebensgröße, und stellten Männer im Harnisch, im Hermelin, im Hauskleide, oder Damen dar, deren sonderbarer, altfränkischer Putz verrieth, daß die Trägerinnen desselben schon seit ein paar hundert Jahren im Grabe ruheten. Zu den Füßen, oft aber auch in den obern Winkeln der Gemälde, waren bei den ältern meistentheils das Wappen von Bearn, oft aber auch arragonesische, gaskonische, oder provençalische Wappenschilde angebracht; blos bei der Reihe der letzten Besitzer sah man das Zeichen der Familie Foix. Unweit eines Fensters, dicht neben einem Tische, dessen Platte aus dem rothgeaderten, weißgelben Marmor der Brüche des Marboré herstammte, und auf dem Malergeräthschaften ausgebreitet lagen, befand sich eine Staffelei, auf welcher ein halbfertiges Männerportrait ruhete. Das Fräulein stand vor dem Bilde, und betrachtete es aufmerksam, es nahm mehrere Pinsel in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Hand, und legte sie wieder auf den Tisch; eben öffnete sich die Thüre, und Ritter Henriot trat ein.

Der Alte war in einem schwarzen Hauskleide, die platte Bearneser Mütze bedeckte den fast ganz kahlen Scheitel, im Gürtel, bis zu welchem der graue Bart herniederreichte, trug er ein Schlüsselbund.

„Sagtet Ihr nicht, Ritter Henriot, daß Niemand wie Ihr den Schlüssel zu dieser Halle in Händen habe?" fragte Françoise lebhaft den Eintretenden.

„Niemand wie ich, Madame, setzt jemals den Fuß hinein;" entgegnete der Alte. „Trüge ich aber auch nicht den Schlüssel stets im Gürtel, so würde sie — aus andern Gründen — dennoch schwerlich sehr von den Hausgenossen besucht werden."

„Das scheint nicht der Fall;" entgegnete Françoise mißmuthig. „Es ist Jemand im Saale gewesen, welcher sich eine unbescheidene Neckerei erlaubte. Seitdem ich die Halle zu meiner Malerei erkor, weil sie allein das nöthige Licht bietet, finde ich alltäglich, daß irgend eine boshafte Hand es sich zum Vergnügen macht, meine Arbeit zu verderben, oder mindestens aufzuhalten. Ihr wißt, ich wünsche den Grafen Chateaubriand mit einem Bilde des Königs zu überraschen, und arbeite fleißig daran, aber jeden Morgen finde ich etwas daran verdorben, so, daß ich die Hälfte der Zeit zubringen muß, das Vernichtete wieder herzustellen; heute früh aber fand ich die Pinsel, mit denen ich gestern gemalt, sämmtlich zerbrochen."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Ich rieth Euch ab, Madame, in diesem Zimmer zu malen;“ versetzte der alte Ritter düster und nachdenklich.

„Weil es nicht geheuer sei? — Possen!“ entgegnete Françoise verdrüßlich.

„Nennt es nicht so, Madame;“ sprach der alte Ritter, das tiefliegende, düstre Auge starr auf das Mädchen richtend. „Mein Haar war braun, als ich, ein zwanzigjähriger Jüngling, in dieses Schloß einritt, um der Dienstmann Eures Großvaters zu werden, ich bin jetzt ein Greis, und alle die zwischenliegende Zeit verbrachte ich, wenn mich nicht Fehden ins Feld riefen, innerhalb der Mauern des „noble chateau“, welches zu beschützen ich jetzt die Ehre habe, aber noch nie begab sich ein wichtiges Ereigniß in Eurem Geschlecht, dessen Vorahnung sich nicht in diesem Gemache bemerkbar gemacht hätte.“

„Wirklich?“ sprach Françoise ungläubig lächelnd. „Und auf welche Weise fand denn dies statt?“

„Auf die verschiedenste;“ sagte der Ritter. „Gewöhnlich erblickt man zur Nachtszeit, wenn dieser Saal von Niemand besucht werden kann, da ich, wie gesagt, den Schlüssel stets bei mir trage, dies Gemach matt erleuchtet. Einige wollen, von dem gegenüberliegenden Flügel der Burg aus, einen Schatten im Saal auf- und abwandeln gesehn haben, Andere vernahmen Trauer- und Klagetöne, noch Anderen begegnete in den Gängen dieses abgelegenen Theils der Burg, ein Geharnischter,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der lautlos bei ihnen vorüber schritt, und in der Thüre der Halle verschwand."

„Und Ihr, Ritter Henriot, habt auch Ihr diesen Geist gesehn?" fragte Françoise kopfschüttelnd.

„Ich sah ihn dreimal, Madame;" erwiederte Henriot mit dem Tone der Ueberzeugung. „Das erstemal erblickte ich ihn als Euer Großvater auf dem Tod lag, und ich über den Gang, der zur Kapelle führt, eilte, um den Priester herbeizuholen; die geharnischte Gestalt ging still, kaum zwei Schritt weit, vor mir vorüber. — Das zweitemal sah ich ihn bei dem Tode Eurer Mutter; das drittemal, als ich mit Eurem seligen Vater in die — laßt es mich immer aussprechen, wiewohl es sonst einem grauen Diener nicht ansteht, die Handlungen seines Herrn zu tadeln — ungerechte Fehde gegen die Armagnac's zog, in welcher der Herr erschlagen wurde. — Ich ging in die Waffenkammer, sein Schlachtschwert zu holen, und der Geharnischte begegnete mir mit drohender Geberde. Das Schwert aber, welches, wie Ihr wohl denken könnt, gut und unverletzt seit der letzten Fehde aufbewahrt worden, fand ich, dicht unter dem Griffe abgebrochen, am Boden liegen. — Niemand," schloß der Alte, „soll mir ausstreiten, daß dies ein Warnungszeichen wegen der unseligen Fehde, und des daraus entstehenden Unglücks gewesen."

„Und der Schabernack mit meiner Malerei — wie Ihr seht ist arg damit gehaust — wie deutet Ihr den?"

„Daß Euch ein Unglück bevorsteht, und daß es von

diesem Bilde kommt!" rief der alte Ritter. „Ich bitte Euch, Madame, steht ab von der Malerei dieses Bildes. Es ist ein Warnungszeichen, das Euch der Burggeist giebt, und er hat es nie an einem solchen fehlen lassen, wenn einem Mitgliede Eurer Familie etwas Uebles bevorstand."

„Ei, er hätte mich auch auf eine weniger ungalante Weise warnen können! Meine Malerwerkzeuge lassen sich hier so schwer ersetzen;" rief Françoise scherzend. „Nun, nehmt mir den kleinen Scherz nicht übel, lieber Ritter;" fuhr das Fräulein freundlich fort, als es bemerkte, daß der Alte verdrüßlich die Stirne runzelte. „Beschreibt mir ein wenig den ehrlichen Warner. — Wie sieht er aus? — wer sagt man denn, daß er sei?"

„Dieser ist es!" rief der alte Ritter mit so starker Stimme, daß das Fräulein erschreckt zusammenfuhr, und indem er die Hand gegen eins der Ahnenbilder ausstreckte. — Françoise blickte neugierig auf das Gemälde. Es stellte einen Ritter in dunkler Rüstung vor. Das aufgeschlagene Helmgitter zeigte ein nicht unschönes, aber bleiches Gesicht, von melancholischen Zügen. In den beiden obern Ecken des Bildes sah man die beiden Wappenschilder der Familien Moncade und Cominges. —

„Ein anziehendes Bild, und überaus gut gemalt!" sagte das Fräulein, es längere Zeit betrachtend. — „Wen stellt es vor?"

„Es ist Gaston mit der offenen Hand, auch der Gute genannt. Seine Geschichte lebt in dem

Munde jedes Kindes in ganz Bearn;" versetzte der Alte.

„O, theilt sie mir mit, Ritter Henriot!" bat Françoise, jedoch mehr um dem Ritter etwas Angenehmes zu erzeigen, als aus Neugier, da sie wußte daß es seine schwache Seite war, gern alte Geschichten aus ihrer Familie zu erzählen.

„Ich muß etwas weit ausholen, um Euch verständlich zu werden;" erwiederte Henriot sichtlich erheitert. „Die männliche Linie der alten Grafen von Bearn hatte mit dem, 1134 durch Fraga getödteten, Centull dem fünften aufgehört. Seine Schwester Guiscarde war längere Zeit Vormünderin ihres Neffen, der einen Sohn und eine Tochter hinterließ. Marie, an dem Hofe Alphons des Zweiten von Arragonien erzogen, der ihr an Wilhelm von Moncade einen Gemahl ausgesucht, erkannte die Oberlehnsherrschaft dieses Fürsten über Bearn und ihre Besitzungen in Gascogne an, und die Bischöffe von Oleron und Lescar bestätigten den zu Jaca im Jahr 1170 geschlossenen Vertrag. Das Volk aber dachte anders wie Bischöffe und Fürsten, und da es, wie alte Leute in meiner Jugendzeit sich auszudrücken pflegten, von einem Edelherrn dieser Familie, aus Bigorre, hatte Gutes sagen hören, so erwählte es ihn auf ein Jahr zu seinem Oberherrn; aber er wollte ihre Fors — Ihr wißt, was dies Wort bedeuten will! — er wollte die Privilegien nicht beachten, sie ladeten ihn daher vor die Court mayor zu Pau, und tödteten ihn allda, weil er

widerstehen wollte. Auf gleiche Weise wählten sie einen ehrlichen Ritter aus Auvergne — es ist dieser da mit der weißen Feldbinde — auf zwei Jahr; aber schon am Ende des ersten ließen sie ihn, wegen Verletzung der Fors, durch einen Knappen umbringen, der ihm bei der Brücke von Saran einen Pfahl durch die Rippen stieß. — Nun hatten sie wieder viel Gutes von einem Edelherrn aus Catalonien gehört, welcher ein paar Zwillinge hatte. Zu diesem sandten sie zwei ehrsame Männer — „prudhommes“ wie wir solche nennen — und als diese dort waren, gingen sie die Zwillinge zu besehen. Sie fanden sie beide schlafend, den einen mit geschlossenen, den andern mit offenen Händen, und sie nahmen den, der die Hände offen gehabt, als ihren Herrn mit sich. Der kleine Schläfer aber wurde Gaston der Gute, oder der mit der offenen Hand geheißen. Dieser wird nun noch heute als der Wohlthäter der Bearnesen genannt, denn er that ihnen alles Gute, was er zu thun nur immer im Stande war. Deshalb behauptet man auch — und es ist nicht anders — daß er der Schutzgeist des Herrengeschlechts von Bearn sei, daß er die Mitglieder derselben vor jedem ihnen bevorstehenden Unglück warne, und daß sich seine Vorsorge auch auf die Familie de Foix, an welche durch die Heirath Margueritens — es ist Jene dort — die Grafschaft gelangte, erstrecke.“

„Ei wie kommt es denn aber,“ fragte Françoise lächelnd, „daß, wenn er ein so guter Mann war, er

nicht ruhig, wie andere ehrliche Todten, in seinem Kämmerlein bleibt, sondern herumwandelt und die Leute erschreckt?"

„Er wurde in den Albigenserstreitigkeiten in den Bann gethan;" versetzte Henriot mit gläubiger Miene. „Dies, sagen die Leute, sei der Grund, warum er im Grabe nicht Ruhe habe. — Aber auch im Leben hatte er nicht viel dergleichen. Seine Gemahlin — es ist die hübsche Frau dort, in dem dunklen Sammtkleide — war die Dame Petronilla von Cominges, welche nach und nach fünf Männer gehabt, die, wie man sagt, sämmtlich ihrer Zärtlichkeit erlagen. — Ihm folgte sein Bruder — dieser da — Raymund von Moncade, der Zwilling mit der geschlossenen Hand, genannt der Gesetzgeber, weil er eine Verordnung gab, welche besagt: „Wenn Jemand Geld schuldig ist, und es nicht bezahlen kann, so muß er es können;" was, wenn man recht darüber nachdenkt, wohl etwas streng erscheinen dürfte. — Was den Burggeist ferner anlangt, so soll er schon in den ältesten Zeiten stets erschienen sein, wenn einem Mitgliede der Familien Moncade und Foix irgend ein Unglück begegnen sollte. Er hat sich gezeigt, als Wilhelm, der Sohn des Gesetzgebers" — der Alte deutete auf ein anderes Bild — „bei der Eroberung von Majorka durch Jakob von Aragon, an der er Antheil nahm, getödtet wurde, und bei der Geschichte mit dem Sohne von Gaston Phöbus —"

„Sie ist mir unbekannt;" unterbrach ihn Françoise, um dem Erzähler gefällig zu sein..

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Ist es möglich?“ sprach der Alte, indem seine düstern Züge viel freundlicher wurden wie gewöhnlich. — „Nun seht, Madame; Gaston Phöbus war ein sehr reicher, prachtliebender Herr — Ihr merkt dies schon an der goldenen Rüstung, und dem prachtvollen Hermelin, in welchem er sich dort hat abkonterfeien lassen — er hielt einen großen Hofstaat, und war ein so großer Liebhaber von Hunden, daß er deren achtzehnhundert hatte, die fast stets um ihn waren. Der Graf hatte sich von seiner Gemahlin Agnes von Navarra getrennt —“

„Es wird der Hunde wegen gewesen sein;“ fiel Françoise scherzend ihm ins Wort.“

„Und Karl von Navarra,“ fuhr Jener fort, ohne sich unterbrechen zu lassen, „nahm dies übel. Er gab dem elfjährigen Sohne Gastons ein Giftpulver, das er seinem Vater beibringen sollte. Wie man behauptet, ward Gaston Phöbus durch den Burggeist gewarnt; so viel ist gewiß, daß er das Vorhaben entdeckte, und den Sohn auf Lebenszeit einsperrte. Der junge Gaston starb 1382 vor Gram und Langeweile.“ —

„Die letzte kann ich mir recht lebhaft vorstellen!“ sprach Françoise seufzend, als der Ritter, einmal im Erklären der Portraits, zu einem neuen Ahnenbilde trat. — In diesem Augenblicke öffnete sich der Saal, und Raoul Gilbert trat mit einem Brief in der Hand herein. Der junge Mensch trug die Farben des Hauses Foix, gelb und roth. Er hatte sich mit einer stattlichen Halskrause herausgeputzt, und auf seinen Schultern flatterten seidene

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bänder, das Zeichen des Pagen. So wie er dem Fräulein einen Brief, und einen zweiten dem Ritter übergeben hatte, verließ er wieder mit einer Verbeugung das Zimmer.

„Der Junge sieht ganz stattlich aus," sagte der Alte, indem er ihm nachsah, „aber — bei unserer lieben Frau von Boncour! — sagtet Ihr nicht, er habe bei der Gräfin von Estampes in Diensten gestanden, so würde ich meinen, er sei ein Cagot. Er hat so etwas von den Zügen dieser verdammlichen Raçe —"

„Wolltet Ihr nicht nachsehen, was Euch mein Bruder mittheilt?" fragte Françoise in höchster Verlegenheit.

Der Ritter riß den Seidenfaden, mit dem der Brief umwickelt war, aus dem Wachs, blickte in das Schreiben, und nachdem er etwas still vor sich hin gemurmelt, las er mühsam und abgebrochen, aber laut:

„Demnach befehlen wir Euch, als unserm Mann und treuem Diener, das besagte Fräulein Françoise de Foix, unsere geliebte Schwester, als Ecuyer cavalcadour, nach dem besagten Schlosse Nolibos zu Mont de Marsan zu geleiten, wo solche dem edeln und mächtigen Grafen und Herren, Chateaubriand, als eheliches Gemahl angetraut werden wird. Gegeben auf dem Schlosse Nolibos, am Tage Sancti Viti, im Jahre des Heils **1515**.

Gaston de Foix,
Herr und Graf zu Bearn."

Wenn ein Donnerschlag diesen Augenblick das Schloß erschüttert hätte, so würde er Françoisen nicht mehr er-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schreckt haben, als diese Botschaft. Sie ward ganz bleich im Gesicht und stammelte, als sie sich wieder etwas gesammelt hatte:

„So schnell? — Nein, das ist nicht möglich. Ich kann unmöglich so bald abreisen. Wenigstens acht Tage—"

„Euer edler Bruder gestattet Euch nicht mehr Zeit wie vierundzwanzig Stunden;" sagte Henriot, nachdem er nochmals den Brief durchlaufen hatte. „Ihr wißt, Madame, der kleinste der hobereaux (Landjunker) vom Gers ist, nach unsern Gesetzen, Herr in seiner Familie; wie könnte man dies weniger von dem großen Grafen von Bearn voraussetzen, oder verlangen? Zudem ist eine Verbindung mit dem mächtigen Sire de Chateaubriand, der, wie es heißt, so viel gilt bei dem Könige, ein so glänzendes Loos, daß jede Dame der edelsten Geschlechter Frankreichs darauf stolz sein würde. — Ich bitte deshalb, Euch morgen früh zu der Abreise nach Mont de Marsan fertig zu halten."

Alle Bitten um zwei oder drei Tage Aufschub, waren, wie sich das Fräulein bald überzeugte, fruchtlos. Sie scheiterten an dem Diensteifer und der Felsenfestigkeit des alten Ritters, der, wie er sagte, wenn es sein Bannerherr beföhle, den König selbst zwingen würde, das Pferd zu besteigen. — Am folgenden Morgen befand sich Françoise, begleitet von Henriot, Raoul Gilbert, zwei Reisigen und ihrer Dienerin, bereits auf dem Wege nach Mont de Marsan. — —

Dieser Ort — in unsern Tagen die Hauptstadt des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Departements der Steppen — liegt wie eine kleine Oase in der Wüste. Ein schattiger Spaziergang, in jener Gegend eine Seltenheit, einst von dem Marquis Monrevel angelegt, macht ihn freundlich ins Auge fallend. Zur Zeit König Franz des Ersten war er indeß ein fester Waffenplatz. Das Schloß Nolibos, oder Noulibos, (gasconisch: Du willst es nicht da) hatte Gaston Phöbus von Bearn angelegt, um die Einwohner zu zügeln. Es war eine mächtige Feste, die zugleich geräumig genug war, den König und seinen Hofstaat, wenn er von Zeit zu Zeit in diese Gegend kam, aufzunehmen. Franz der Erste unternahm dergleichen Reisen übrigens sehr gern. Sie entfernten ihn von Eleonore von Portugal, seiner Gemahlin, welcher die galanten Abentheuer, zu welchen der König eine besondere Neigung hatte, wenig behagen wollten. Dies war auch der Grund, weshalb er Chateaubriand, obwohl die Gunst, in welcher dieser stand, damals bereits etwas zu wanken begann, veranlaßte, seine Hochzeit zu Mont de Marsan zu feiern, und den König dahin einzuladen, wogegen letzterer den Aufwand, den, nach dem Sinne der damaligen Zeit, eine Vermählung der Großen stets herbeiführte, allein übernahm. —

Die Vermählung des Fräuleins fand nun zu Mont de Marsan mit einer Pracht statt, wie solche die Bevölkerung der „Landes" noch nie gesehn. Ritterspiele, Tänze, Jagden wechselten vierzehn Tage unaufhörlich mit einander ab. Zum erstenmal widersprachen die Bewohner Mont de Marsan's der Bedeutung des Namens ihres

Schlosses, denn sie freuten sich seines Daseins, welches nicht nur in seinen Mauern sie eine niegesehene Pracht bewundern ließ, sondern ihnen, durch die Anwesenheit der ganzen Ritterschaft der Gascogne, des Bearn, Perigord, ja selbst des Limosin's, manchen Vortheil verschaffte. Die Freigebigkeit des Königs aber bereitete selbst den armen, halbwilden Hirten der Steppen mehrere Feste. Ganze Ochsen brieten auf dem Marktplatze an ungeheuern Spießen, der Wein von Bazas floß in Strömen, und die Nationalspeise der Steppengegend, der saftige „Escoutou" (Hirsebrei) hörte Tag und Nacht nicht auf in den gewaltigen Kesseln zu brodeln. Selbst Fischer aus der traurigen Gegend der Meeresküste hatten sich eingefunden. Sie brachten dem Könige einen, mit blühenden Spartium und Rosmarin bekränzten, Thunfisch zum Geschenk, welcher von unerhörter Größe war. Einen zweiten, ähnlichen, erhielt die Braut, deren Anmuth und Schönheit man von allen Seiten huldigte, weil, wie man behaupten wollte, das Auge des Königs mit besonderer Theilnahme auf ihr ruhe. Daß an dem ritterlichen Hofe des galanten Franz des Ersten es weiter nichts bedurfte, um ein Gerücht von einer längst genährten Neigung des Monarchen zu Françoisen, in Umlauf zu bringen, und noch eine Menge weit lügenhafterer daran zu knüpfen, war nicht zu verwundern, eben so wenig, daß die schöne Braut in den Reihen ihres Geschlechts eine Menge Neider fand, welche eben nicht dazu beitrugen, diese Gerüchte als unwahr darzustellen. Man

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hätte denken sollen, daß nach dem Leichtsinn in dergleichen Angelegenheiten, welcher in den höhern Klassen Frankreichs bereits um sich gegriffen hatte, Françoise sich wenig über Anfeindungen, die aus solchen Quellen entsprangen, gehärmt haben würde, dies war indeß keineswegs der Fall. All der Schimmer, die Pracht, die sie umgab, konnten sie nicht täuschen, noch ihr die Ueberzeugung nehmen, daß sie einer traurigen Zukunft entgegen gehe, und man muß gestehn, daß viele Gründe für diese Voraussetzung vorhanden waren. Der schlimmste von allen war, daß Françoise den Mann, dem sie die Hand gereicht, nicht zu lieben vermochte. Chateaubriand war ein Mann, welcher bereits die Hälfte des Lebens hinter sich hatte. Obwohl von der Natur nicht vernachlässigt — seine hohe, kräftige Gestalt, seine regelmäßigen Züge, seine stolze Haltung imponirten ungemein — hatte dennoch seine äußere Erscheinung etwas Abstoßendes. Sein durchdringendes Auge rollte unstät umher, es lag etwas Argwöhnisches, Lauerndes in seinem Blicke, der bei der unbedeutendsten Veranlassung den Ausdruck der Wildheit annahm. Man sah in ihm, in dem ersten Moment, den Mann von hohem Range, aber auch den Günstling, der, eifersüchtig auf die Gunst seines Gebieters, sich fest an diesen anklammert, und Jeden als Feind ansieht, welcher Miene machen könnte, jene Gunst mit ihm theilen zu wollen. Chateaubriand galt übrigens als tapfer, freigebig und seinem einmal gegebenen Worte unverbrüchlich treu, dabei aber als stolz, rauh, hart und, wenn er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gereizt, für immer unversöhnlich. Der Bruder Françoisens, der Einzige, von welchem man in jener Zeit der Regierung des Königs vorauszusetzen geneigt war, daß er es wagen könne, mit Chateaubriand rivalisiren zu wollen, war, wiewohl in manchen Dingen mit diesem übereinstimmend, dennoch dem äußeren Anscheine nach gänzlich von ihm verschieden. Jung, lebenslustig, den Genüssen jeder Art — wie er den Anschein haben wollte — allein ergeben, war er dennoch nicht weniger ehrsüchtig als sein Rival. Glatt wie ein Aal, hinterlistig und falsch, dabei die größte Unbefangenheit affectirend, suchte er, eingehend in alle Launen seines königlichen Herrn, dessen Gunst immer mehr zu gewinnen, ohne sich auffallend um dieselbe zu bemühen. Oeffentlich sich an Chateaubriand anschließend, mit vollen Backen sein Lob verkündend, diesen als die Blume der französischen Ritterschaft proclamirend, war dennoch sein einziges Dichten und Trachten darauf gerichtet, den Mann, als dessen treuester Freund er gelten wollte, für immer aus dem Sattel zu heben. Bis jetzt hatte sich immer noch keine entscheidende Gelegenheit gefunden den Schlag zu führen, auch lag es ganz in dem Charakter Gaston's, die Schlinge, die er legen wollte, so zu schürzen, daß Niemand ihm die Absicht, sie vorsätzlich gelegt zu haben, nachzuweisen im Stande sei. Die längst gesuchte Gelegenheit fand sich bei dem Ritterspiele zu Perigueux. Weder der König noch Chateaubriand hatten Françoisen gesehn, ehe jene Feste projectirt waren. Kaum hatte Ga-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ston davon Kunde, als er einen Plan darauf gründete. Er veranstaltete es, daß der Letztere ganz zufällig das Mädchen in Orleans zu Gesicht bekam. Françoise war schön, liebenswürdig, ihr Anblick ließ Chateaubriand nicht gleichgültig. So wie Gaston dies bemerkte, bot er Alles auf eine Heirath zwischen ihm und dem Fräulein zu Stande zu bringen. Jeder fand dies ganz natürlich. Es würde kein Mädchen edlen Geschlechts in ganz Frankreich gegeben haben, welches die Hand des reichsten, mächtigsten Mannes, des Günstlings des Königs, ausgeschlagen hätte. Das Gelingen dieses Plans befriedigte Gaston aber nur in so weit, als sich kein, für ihn vortheilhafterer, darauf gründen ließ. Für den herzlosen, gänzlich egoistischen Bruder Françoisen's aber gab es bei dem zu Liebesabentheuern geneigten Sinn des Königs, welcher überdies einer der liebenswürdigsten Männer seines Landes war, bei der Unerfahrenheit des Mädchens, bei der leicht erregten Eifersucht Chateaubriand's, welche ihn, zur Heftigkeit fortreißend, leicht Unvorsichtigkeiten begehen lassen konnte, so viele Chancen, um Gelegenheit zu finden, den Gegner zu stürzen, ohne selbst scheinbar dabei die Hand im Spiele zu haben, daß Gaston die größten Hoffnungen für seine ehrsüchtigen Pläne darauf gründete. Erlangte Françoise Einfluß bei dem Könige — so rechnete Gaston — müsse auch der seinige wachsen, und dann würde sich auch eine Gelegenheit finden, den Nebenbuhler zu beseitigen. Entweder Chateaubriand billigte das Verhältniß Françoisen's zu seinem Gebieter, oder er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

billigte es nicht. Im ersten Falle würde der Günstling mit allerhand ehrenvollen Sendungen oft vom Hofe entfernt werden, um den Schein zu retten; entfernte er sich aber, so ließ sich ihm auch leicht sein Einfluß rauben; spielte er den Eifersüchtigen, ließ er sich zu Unvorsichtigkeiten hinreißen, dann konnte Gaston den Gekränkten spielen, die Rolle des natürlichen Beschützers der Schwester übernehmen, und der Sturz des Nebenbuhlers war so gut wie gewiß.

Kaum war daher die Trauung vorüber, kaum begannen die projectirten Feste, bei denen die junge Gräfin de Chateaubriand stets die Königin war, als Gaston auch anfing seine Minen spielen zu lassen. Er hatte nur zu wohl die Leidenschaft bemerkt, die in dem Herzen des Königs aufzukeimen schien, als er sich Mühe gab, den Funken zur Flamme anzublasen. Auf der Jagd, bei Ritterspielen, stets wußte er eine Gelegenheit herbeizuführen, Chateaubriand auf eine gute Weise momentan entfernt zu halten, und so dem Könige Zeit zu schaffen, sich mit Françoisen, ohne von einem so lästigen Zeugen beobachtet zu werden, zu unterhalten. Franz der Erste war bald hingerissen von der liebenswürdigen jungen Frau, und die sichtbaren Zeichen von Gunst, womit er Gaston überhäufte, waren diesem ein Beweis mehr, daß seine Rechnung auf richtigen Voraussetzungen beruhte. Françoisen theilte er hinwieder eine Menge wahrer und falscher Aeußerungen mit, welche der König, wie ihre Neider über sie gethan haben sollten, und es

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ward ihm somit leicht, in dem Herzen der Schwester eine aufkeimende Neigung für den König hervorzurufen, so wie einen Trotz, um durch Verharren in ihrem Benehmen, die Verachtung, die ihr die Gegnerinnen einflößten, zu zeigen, immer mehr zu begründen.

Franz der Erste, ohnehin nicht gewohnt die Gunst, welche er irgend einer Dame weihte, besonders zu verschleiern, ließ nur allzudeutlich merken, welchen Eindruck die junge Frau auf sein Herz gemacht hatte, und bald sprach der ganze Hof von nichts, als von der neuen Liebschaft des Königs. Das aber war es gerade, was Gaston gewollt hatte. Er war es zuerst, der den Schwager von dem „unsinnigen Geschwätz", wie er es nannte, in Kenntniß setzte. Weit entfernt Verdruß zu heucheln, erzählte er ihm, was er vernommen, mit lachendem Munde, und stellte sich sehr erstaunt und betroffen, als ihm der Graf mit finsterer Miene und gerunzelter Stirn zuhörte. Er könne unmöglich glauben, sagte er, daß solcher Unsinn dem theuren Freunde, dem geliebten Gatten nur eine trübe Minute zu machen im Stande sei, sollte er aber vom Gegentheil überzeugt werden, so würde er es sich nie vergeben können, die Unvorsichtigkeit, mit ihm darüber zuerst zu reden, begangen zu haben. Obwohl Chateaubriand den Anschein anzunehmen trachtete, als ob ihm das Mitgetheilte gleichgültig sei, so bemerkte doch Gaston bald, daß die Angel, die er ausgeworfen, gefaßt hatte. Er sah, daß Chateaubriand seine Frau und den König, wo es sich immer nur mit Anstand

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

thun ließ, genau beobachtete, und war jetzt vor Allem darauf bedacht, den König durch kleine scherzhafte Bemerkungen auf die entkeimende Eifersucht, die er als höchst lächerlich darstellte, aufmerksam zu machen. Der König, theils unwillkührlich und aus einer Neigung, die immer heftiger entbrannte, vielleicht auch, weil seit längerer Zeit die Gunst, in welcher Chateaubriand bei ihm stand, durch den rauhen, heftigen Charakter des Grafen bedeutend geschmälert worden war, verdoppelte eher die Galanterien, mit denen er Françoisen überhäufte, als daß er sie, ihres Gatten wegen, vermindert hätte, und es dauerte nicht lange, bis Chateaubriand nicht den mindesten Zweifel hegen konnte, daß der König seine Gattin liebe, und sich eifrig um deren Gunst bewerbe. Mit Françoisen und deren Empfindungen war er seiner Sache weniger gewiß. Daß diese sich durch die Bewerbungen des Königs geschmeichelt fühle, sah er wohl, doch war nichts vorgefallen, welches ihm hätte zum Zeugniß dienen können, daß solche die Neigung des Königs theile. Bald aber sollte er anderer Meinung werden.

Die arglistigen Berechnungen Gaston's schienen inzwischen auf eine Weise in Erfüllung zu gehen, daß solche selbst seine Erwartungen übertraf. Der König interessirte sich so augenscheinlich für die junge Gräfin Chateaubriand, daß, als derselbe, von jeher gewöhnt seine Neigungen nicht sehr zu verhüllen, dem Grafen erklärte, wie er nicht zugeben würde, daß solcher den Hof seiner größten Zierde berauben, und die junge Gattin nach der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

öden Bretagne führen werde, Jedermann sich überzeugt hielt, daß Françoise die Herzensgebieterin des Monarchen sei. Noch mehr triumphirte Gaston, als er zu bemerken glaubte, daß der junge, schöne, ritterliche Franz einen Eindruck auf das Herz der jungen Frau gemacht, und es wäre, wenn dies der Fall, um so weniger zu verwundern gewesen, als das galante Benehmen, der muntere Sinn des Königs gegen die steife, stolze Haltung, den düstern Ernst des Grafen aufs Vortheilhafteste abstach. —

Die Zeit kam indeß heran, wo der Hof von Mont de Marsan nach Fontainebleau aufbrach. Ohne es geradezu auszusprechen, freute sich dennoch Françoise nicht wenig, als sie sah, daß ihr Gatte es dem Könige nicht abschlagen konnte, sie gleichfalls dorthin zu führen. Jedenfalls mußte es für eine junge Frau, die in der vollen Blüthe des Lebens stand, einen ganz andern Reiz gewähren, sich an dem glänzenden Hofe Franz des Ersten, mitten in dem bunten Treiben lustiger Feste, umschwärmt von Allem, was edel, mächtig und ausgezeichnet war, vorgezogen von dem Monarchen selbst, als an der Seite eines düstern, oft mürrischen Gatten an der sandigen Küste der Bretagne, umgeben von einer ärmlichen Bevölkerung halbwilder Landleute, zu befinden. Zwar gab der Graf ihr mehrmals nicht undeutlich zu verstehen, daß, wenn sie ernstlich darauf dränge, auf die Güter ihres Gemahls zu gehen, der König es ihr nicht verweigern könne, er selbst es ihr aber hoch anrechnen würde,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Françoise aber suchte, sobald die Rede auf diesen Gegenstand kam, einer Erörterung so gut wie möglich auszuweichen, und auch Gaston, dessen Pläne die Entfernung der Schwester durchkreuzt hätte, that alles Mögliche, um Françoisen zu bestärken, den Grillen des Gemahls, wie er es nannte, zum erstenmal, falls es nöthig, entschieden entgegen zu treten. Der jungen Gräfin war es sehr angenehm, daß diese Nothwendigkeit indeß nicht eintrat, und noch mehr freute sie sich, als Chateaubriand ihr mittheilte, daß, da er oft als Gouverneur seiner Provinz abwesend sein müsse, er ihren Bruder ersucht habe, ihm den Ritter Henriot zu überlassen, welcher die Stelle als Ehrenritter und erster Stallmeister bei Françoisen übernehmen solle. Obwohl sie alle Launen und Eigenheiten des Alten kennen gelernt hatte, auch ihr solche manchmal sehr beschwerlich geworden waren, so kannte sie ihn doch auch als einen Ehrenmann, auf den sie mit Zuverläßigkeit bauen konnte, und der ihrem Hause mit Gut und Blut aufs Treueste ergeben war. — —

In Fontainebleau fühlte sich die junge Frau überaus glücklich. Feste und Vergnügungen aller Art wechselten mit einander ab. Daß Chateaubriand wochenlang abwesend war, that dem Vergnügen Françoisen's eben keinen besondern Eintrag. Es war nicht ihr Herz gewesen, das sie zu einem Manne geführt, der, wie sie fühlte, manche achtungswerthe Eigenschaften besaß, unter denen sie aber, so redliche Mühe sie sich auch gab, dennoch die der Liebenswürdigkeit aufzufinden nicht im Stande

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

war. Am meisten häuften sich diese Vergnügungen, als der Graf, während eines Zeitraums von mehr als vier Monaten, sich in seinem Gouvernement befand. Es wechselten Ritterspiele mit sogenannten Götteraufzügen, welche damals eben in Mode kamen, und die meistens in dem schattenreichen Walde von Fontainebleau gefeiert wurden. Würden sie auch in den heutigen Zeiten nur lächerlich erscheinen, so galten sie dennoch damals für äußerst geschmackvoll, und die ganze Gegend eilte zusammen, wenn Pan und Diana — welche Niemand anders als König Franz und die Gräfin Chateaubriand waren — gefolgt von Waldgöttern, Dryaden und Hamadryaden, nebst ganzen Schaaren sogenannter „wilder Männer", letztere eingenäht in fleischfarbene Leinwand, die Wergperücken mit grünen Zweigen bekränzt, den Wald durchbrausten. Daß unter solchen Umständen Françoise bald für die Geliebte des Königs galt, daß ihr die Königin ihren Widerwillen deutlich merken ließ, daß die Höflinge sich vor ihr bis zur Erde beugten, hinter ihrem Rücken aber ihren Ruf zerfleischten, lag in der Natur der Sache. Françoise war indeß unschuldig. Allerdings sprach in ihrem Herzen eine Stimme für den ritterlichen Monarchen, der sie galant umschwärmte und sich in Huldigungen erschöpfte, aber kein Gedanke an Treubruch war noch in dasselbe gedrungen, und selbst ihr richtiges Gefühl würde sie veranlaßt haben, sich von einem Pfade zurückzuziehen, der sie früher oder später ins Unglück führen mußte, wenn Gaston die von Zeit zu Zeit auf-

keimenden Besorgnisse der Schwester, daß ihr Gemahl die Zerstreuungen, denen sie sich in seiner Abwesenheit überließ, übel deuten möchte, nicht stets niederzukämpfen gesucht hätte. —

Die Theilnahme Françoisen's an den Festen zu Fontainebleau hörte endlich auf. Sie wurde von einem Mädchen entbunden, und voll Freude sendete sie den Pagen Raoul Gilbert mit der Nachricht ihrer Niederkunft an den Grafen. Das Schreiben das sie von dem Gatten erhielt war ziemlich kalt. Man sah daß ihm eine Hoffnung, die, einen männlichen Erben zu erhalten, für den Moment wenigstens zu Grunde gegangen war. Der Brief erhielt außerdem noch eine Menge versteckter Vorwürfe. Augenscheinlich war Chateaubriand von der lebhaften Theilnahme Françoisen's an den Festen zu Fontainebleau benachrichtigt worden, und geschäftige Zwischenträger mochten noch dies und das hinzugesetzt haben. So kalt indeß der Brief des Grafen war, so genau hatte er sich bei dem Pagen über alle Einzelnheiten, welche die Lebensweise der Gräfin betrafen, erkundigt. Der Jüngling hatte jedes Fest, welches er mit angesehn, dem Grafen umständlich beschreiben müssen, vorzüglich hatte letzterer die Darstellung des genauesten Details der Rollen, welche der König, Françoise und Gaston dabei gespielt, verlangt. Wie der Page dem Ritter Henriot erzählte, hatte der Graf diese Mittheilungen mit der größten Aufmerksamkeit und scheinbarer Ruhe angehört, als Raoul jedoch mit Enthusiasmus davon gesprochen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie die Gräfin bei diesen Gelegenheiten von dem ganzen Hofe als die schönste der Frauen bewundert worden, und ihr Lob von allen Lippen ertönt sei, hatte ihm der Graf mit finsterer Miene und mit rauhem Tone Stillschweigen geboten, indem er hinzugesetzt: wie es sich nicht zieme, daß der Knecht Augen und Ohren für Lob oder Tadel seiner Herrin habe, indem solche allzuhoch stehe, als daß er wagen dürfe die ersteren zu ihr zu erheben, oder über das was er höre, gleichviel ob Gutes oder Uebles, urtheilen zu wollen. Ritter Henriot, welcher überhaupt einen gewissen Widerwillen gegen den Pagen hatte, weil solcher ihm nicht unterwürfig genug erschien, und dessen mürrisches Alter jede Gelegenheit dem unter ihm Stehenden gute Lehren zu ertheilen, gern willkommen hieß, vervollständigte diese Lection noch über Gebühr, indem er ihm Schuld gab, daß sein Betragen gegen die Gräfin nicht respectvoll genug und wie es sich gegen eine Dame von so hohem Range gebühre, eingerichtet, und daß, wenn seine Herrin, vermöge ihrer Herablassung, eine so große Unterwürfigkeit auch nicht zu verlangen schien, es dennoch seine Pflicht sei, diese nicht einen Augenblick aus den Augen zu setzen. So streng auch von Seiten des alten Ritters dieser Verweis sein mochte, so war er dennoch nicht ganz unverdient. Die Art und Weise wie Raoul seine Dienste versah, war nicht die eines gewöhnlichen Dieners. War er in der Nähe der Gräfin, so hatte er nur Augen für sie, nur Ohren für ihre Befehle. Ein Wink von ihr war hin-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

reichend, um errathen zu lassen was sie wünschte, und ehe sie nur einen Befehl ausgesprochen hatte, war dieser bereits vollzogen. Raoul würde unbedenklich einen Befehl des Königs unbeachtet gelassen haben, wenn ihm die Ahnung, seine Herrin könne seiner Dienste benöthigt sein, in den Sinn gekommen wäre. Richtete Françoise, wie dies in ihrer milden Art öfters der Fall war, ein gütiges Wort an den Pagen, so erschien eine fliegende Röthe auf den blassen Wangen des Jünglings, ein Feuer des Enthusiasmus brannte in seinem, sonst so melancholischen, Auge, und es war die Bewegung, das Leben, in das der Jüngling in diesem Falle gerieth, so augenscheinlich, daß es dem aufmerksamen Beobachter nicht leicht entgehen konnte. Bei solchen Gelegenheiten hatte dann der Page viel von den Ermahnungen des alten Ritters zu leiden, welcher ihm Stunden lang auseinandersetzte, daß ein eifriger Diener sich eben so wohl hüten müsse, in seinem Dienste zu viel wie zu wenig zu thun, vor Allem aber ein Page diesen Grundsatz nie aus den Augen zu lassen habe. — So wie die Gräfin wieder im Stande war, bei Hofe zu erscheinen, begannen die Galanterien des Königs aufs Neue, ja sie waren lebendiger und augenfälliger als je. König Franz schien Françoisen allen Damen des Hofes vorzuziehen, und dies erweckte der jungen Frau eine Menge Neiderinnen. Bei allen Gelegenheiten folgte der junge Monarch der Gräfin wie ihr Schatten; nur für sie schien er Augen zu haben. Daß unter solchen Umständen der junge, ga-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lante Fürst Françoisen nicht ganz gleichgültig bleiben konnte, war natürlich; dennoch erwuchs die aufkeimende Neigung nicht zur Leidenschaft, und sowohl der Verstand wie der rechtliche Sinn der jungen Frau sagten ihr nur allzuoft, auf welchem glatten Boden sie wandle, und um wie viel nöthiger es sei, sich vor dem Falle zu hüten. Der Umstand, daß ihr Gemahl schon mehrere ihrer Briefe, so dringend solche auch waren, unbeantwortet gelassen hatte, beunruhigte sie überdies, und es kostete Gaston viel Mühe, die Schwester von dem Vorhaben, zu dem Gatten nach der Bretagne zu reisen, abzubringen. Der letztere Entschluß war besonders darum in ihr aufgestiegen, als sie in ihm das einzige Mittel sah, sich den immer dringender werdenden Bewerbungen des Königs auf eine passende Art zu entziehen. Fast täglich, und gewöhnlich unangemeldet, besuchte sie derselbe; dies konnte nicht unbemerkt geschehen, und Françoise konnte sich leicht denken, wie ihre zahlreichen Gegnerinnen über diese Besuche urtheilen möchten. —

Es war in dieser Zeit, als Françoise das Portrait des Königs, das sie zu Orthez zu malen angefangen, wieder vornahm, um die letzte Hand daran zu legen. Sie hatte das Bildniß früher nach der Erinnerung, wie sie den König zuerst erblickt, gemalt, und es war deshalb, in Beziehung auf die Aehnlichkeit, Manches zu wünschen übrig geblieben; jetzt, wo sie den Monarchen täglich sah, zweifelte sie nicht einen Augenblick, ein Bild von der täuschendsten Aehnlichkeit fertigen zu können,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und sie wendete so viel Kunst als Liebe auf diesen Gegenstand. In Kurzem stand der Namenstag ihres Gemahls bevor; sie hatte Chateaubriand oft behaupten hören, daß kein ganz ähnliches Portrait des Königs existire und daß bei der Unruhe, der Lebendigkeit, die den Monarchen abhielten, dem Maler die nöthige Zeit zu einer Sitzung zu gewähren, es auch niemals ein solches geben werde. Diese Behauptung durch die That zu widerlegen, eine werthvolle Abbildung des Mannes, der ihr als ein Muster männlicher Vollkommenheit erschien, zu schaffen, den erstaunten Gatten damit auf eine angenehme Weise zu überraschen, dies waren Lockungen, denen Françoise nicht widerstehen konnte. Tagelang saß sie an dem Bilde arbeitend, sie wendete alle Kunst, alle Mühe daran, um es möglichst vollkommen zu gestalten, und sie hatte die Freude, als es fertig war sich mit Ueberzeugung sagen zu können, daß ihr Vorhaben herrlich gelungen sei. Bis jetzt hatte, außer Ritter Henriot zu Orthez, noch Niemand das Bild erblickt; Françoise hatte beschlossen, so lange noch ein Pinselstrich fehle, es Niemand zu zeigen, jetzt stand es fertig und in allem Glanz und Schöne da, und sie beschloß, ehe sie Raoul damit nach der Bretagne sende, den alten Ritter, den Pagen und andere Personen, deren Unbefangenheit keinen Zweifel unterworfen war, um ihr Urtheil, in Beziehung auf die Aehnlichkeit des Bildes, zu befragen. Es war daher eines Morgens, als Françoise in einem abgelegenen Zimmer des Schlosses zu Fontainebleau, in welches sie sich, um

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ungestört malen zu können, gewöhnlich zurückzuziehen pflegte, das Bild auf eine Staffelei gestellt hatte, und nun mit aller Sorgfalt der Künstlerin, durch Zuziehen und Oeffnen der Fenstervorhänge, demselben die vortheilhafteste Beleuchtung zu geben trachtete. Lange Zeit wollte ihr dies nicht gelingen, da durch die Thüre eines Nebenzimmers, die nur durch einen dünnen Vorhang verschlossen war, ein falsches Licht auf das Portrait fiel. Françoise ließ diesen durch einen dichteren, undurchsichtigen ersetzen, und nun weidete sie sich lange Zeit an dem Anblicke des überaus wohlgelungenen Gemäldes. Dies Prädicat verdiente übrigens das Bild in jeder Hinsicht; es vereinigte Kunstschönheit mit der sprechendsten Aehnlichkeit. Außerdem fiel es aber schon darum sehr angenehm ins Auge, weil König Franz ein schöner Mann war, und zu jener Zeit im schönsten Lebensalter stand. Wohl eine Viertelstunde betrachtete Françoise das Portrait, das sie nach allen Seiten wandte, um ihm das vortheilhafteste Licht zu geben, ihr Auge leuchtete vor Vergnügen über die schöne Kunstschöpfung, die sie auf die Holztafel gezaubert hatte, als plötzlich der Page Raoul Gilbert mit dem Ausrufe: „der König!" ins Zimmer trat. Rasch griff Françoise nach dem Portrait, ließ die Staffelei bei Seite tragen, und eilte nach der Thüre den Monarchen zu empfangen. Dieser aber trat bereits ins Gemach.

Der Anblick des Königs machte auf Alle, die ihn sahen, einen höchst wohlthuenden Eindruck. Franz der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erste hatte etwas Ritterliches, Edles, welches Achtung einflößte, und dabei etwas ungemein Freundliches, Gutmüthiges, das die Herzen gewann.

„Nicht so! — Nicht so!" rief er mit freundlicher Munterkeit, als Françoise nach damaliger Sitte sich niederbeugte, um die Hand des Königs zu küssen. „Ein Kuß auf die Wange, dies ist unser Herrenrecht zu Nantes und Rennes, und wir fordern ihn von allen schönen Frauen der Bretagne und Normandie. — Aber," setzte er hinzu, nachdem er sein „Herrenrecht" geübt, und sich am Fenster Françoisen gegenüber niederließ, „wißt Ihr auch, Madame, daß ich als Kläger vor Euch erscheine? Ja, als Kläger, und zwar gegen Euren Gatten. Foi de gentilhomme! Der Mann macht mir mit seinen Launen, seinem Eigensinne mehr zu schaffen wie zehn Andere. Gebe ich ihm einen Auftrag, so bin ich sicher, ihn entweder gar nicht, oder in einem ganz andern Sinne als dem meinigen, ausgerichtet zu sehen, und die Klagen, die aus der Bretagne eingehn, nehmen gar kein Ende."

„Ich weiß doch sonst," sagte Françoise, als der König schwieg, „daß Chateaubriand Eurer Majestät eifrigst ergeben, der treueste Diener —"

„Ei, es fällt mir nicht ein, daran zu zweifeln!" unterbrach sie der König freundlich. „Aber die Rechthaberei, die grämliche Laune, durch die er sich seit einiger Zeit so unangenehm macht, sind unerträglich. Stets weiß er Gründe anzugeben, warum er die gemessensten Befehle unerfüllt gelassen hat, und spielt dann den Ge-

kränkten, wenn diese Gründe nichtig befunden werden. Alle seine Freunde, selbst Euer Bruder Gaston, den ich täglich lieber habe, sind der Meinung, daß es nicht länger zu dulden sei."

„Gaston ist auch unter den Anklägern meines Gatten?" sagte Françoise ergriffen. „Ich gestehe, daß ich von meinem Bruder etwas Besseres erwartet hätte."

„Ah pour cela!" fiel der König lächelnd ein. „Er sagt blos was alle Welt sagt, und schilt was Niemand zu vertheidigen im Stande ist."

„Niemand, Sire?" rief Françoise lebhaft. „Wenn Niemand die Vertheidigung meines Gatten bei seinem Könige unternimmt, so, denke ich, muß er an seinem Weibe einen desto treuern Vertheidiger finden. Erlaubt mir, Sire, deshalb nach meiner besten Ueberzeugung zu bemerken, daß, wenn Chateaubriand eine vielleicht allzurauhe Außenseite, einen wenig biegsamen Charakter hat, und sich manchen Feind gemacht haben mag, er diese Schattenseite durch die treueste Ergebenheit gegen seinen Monarchen, durch glänzende Tapferkeit, durch allgemein anerkannte Uneigennützigkeit und durch die angestrengteste Thätigkeit in der Verwaltung seiner Provinz wieder ausgleicht."

„Ich bestreite diese guten Eigenschaften nicht, wohl aber die damit vollführte Ausgleichung seiner üblen!" erwiederte lächelnd der König. „Und seine rauhe Außenseite, die Ihr zugeben müßt, schöne Frau! Habt Ihr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

diese noch nie so verletzend gefunden, daß sie immer zu vertheidigen wäre? Werdet Ihr sie immer vertheidigen?"

„Gewiß!" erwiederte Françoise, doch nach einigem Zögern.

„Gewiß nicht!" fiel lachend der König ein. „Die Frauen vertheidigen nur ihre Männer, so lange sie in solche verliebt sind."

„Ich liebe meinen Mann und werde ihn immer lieben, wie ich Eurer Majestät schon oft wiederholt!" rief die Gräfin lebhaft.

„Dies überredet Ihr Euch, und zwar zu meinem Leidwesen, schöne Frau;" sagte der König neckend. „Ihr müßtet aber nicht zu Evens Geschlecht gehören, wenn sich Eure Behauptung nach Jahr und Tag noch bestätigt finden sollte."

„Es wäre traurig, wenn alle Männer die Meinung Eurer Majestät über die Unbeständigkeit, oder vielmehr die Schwäche unseres Geschlechts theilen sollten;" erwiederte Françoise warm.

„Warum traurig?" fuhr König Franz in vorigem Tone fort. „Wir Männer sind einmal mit dem Geschick, das uns jedesmal bei den Frauen über kurz oder lang ereilt, bekannt, und Jeder muß sich, ist er klug, darein ergeben."

Er hatte, während er diese Worte sagte, den Demantring den er trug, vom Finger gezogen, und schrieb damit ein paar Worte in eine der Fensterscheiben.

„Seht, schöne Frau," rief er herzlich lachend, indem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er auf die Schrift zeigte, dies ist mein Symbolum, und sollte das jedes Mannes sein."

Françoise blickte hin.

„Tout femme varie,
Bien fou qui s'y fie!"

stand auf der Scheibe geschrieben.

„Ich werde Euch stets daran erinnern, wenn Ihr die Flitterwochen Jahrelang auszudehnen hoffet;" setzte der König noch immer lachend hinzu, doch plötzlich ward er ernst. „Liebe Gräfin!" sagte er. „Als ich Euch versicherte, daß ich käme um mich über Euren Gatten zu beklagen, sprach ich im vollen Ernste. Das Betragen Chateaubriand's, wie es sich in der letzten Zeit gestaltete, ist nicht länger zu dulden. Klagen über Klagen strömen aus der Bretagne nach Fontainebleau. Seine Härte, die bis zur Grausamkeit ausartet, übelverstandener Diensteifer — wenigstens will ich es für solchen gelten lassen — machen mir die Herzen meiner Unterthanen in der Bretagne abwendig. Dies darf nicht sein. Ich habe, so ungern ich es auch gethan, Chateaubriand den Befehl zugehen lassen müssen, hierherzukommen, um sich wegen der eingelaufenen Beschwerden zu verantworten. Ich fürchte daß er es nicht im Stande ist, dennoch möchte ich den sonst treuen und ergebenen Diener nicht den Folgen eines auf Untersuchungen gegründeten Richterspruchs aussetzen. Ihr sollt daher die Vermittlerin sein. Redet mit Eurem Gemahl. Hat er eine Untersuchung zu scheuen, so soll er den Kommandostab

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Bretagne niederlegen, und Alles soll vergessen sein; nach Verlauf einiger Zeit wird ihm ein anderes Gouvernement gegeben werden, und hoffentlich wird er dort klüger handeln."

„Sire," sagte Françoise erschrocken, „wie ich meinen Gemahl kenne —"

„Wie wir ihn kennen," unterbrach sie der König, „ist zu fürchten, daß er Untersuchung fordert und dieser erliegt. Damit er sich seiner gewöhnlichen Halsstarrigkeit, seinem Eigensinne nicht hingebe, und sich dadurch ins Unglück stürze, komme ich eben um Euch aufzufordern Euren Einfluß anzuwenden, ihn davon abzuhalten. Ist eine Untersuchung eingeleitet, ein Urtheil gesprochen, so würde ich, wenn ich ihn auch begnadigte, ihm niemals eine Stelle wie die, welche er jetzt bekleidet, wieder anvertrauen können."

Das, was der König sagte, war so wahr, so einfach, er bewies so viel Gnade für den Mann, der, wie Françoise wohl wußte, in der Bretagne allgemein verhaßt war, daß die Gräfin bald die Lust verlieren mußte, zu versuchen den König auf andere Gesinnungen zu bringen, und ihr Bestreben nur dahin richtete, den Monarchen dahin zu vermögen, seine Ungnade dem vormaligen Günstlinge in so milder Form wie möglich kund werden zu lassen, ihn aber vorzüglich, wenn er freiwillig seinem Gouvernement entsagte, sogleich öffentlich als den bestimmten Befehlshaber, des ersten, offen werdenden, ausdrücklich zu bezeichnen. Dem letztern Wunsche wi-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

derstand der König längere Zeit, er meinte halb scherz- halb ernsthaft, wenn er Françoisen Concessionen mache, er auch ihrerseits das Eingehn in solche erwarte, und schloß damit, wie sie endlich einsehn werde, daß sie an dem Hofe von Fontainebleau keinen bessern Freund habe — Chateaubriand am wenigsten ausgenommen — als eben ihn.

So sehr Françoise sich auch bemühte, den König von diesem Thema abzubringen, so gelang es ihr dennoch nur schlecht. Der Monarch ergoß sich in einer Menge galanter und verliebter Redensarten, und der Sprecher müßte kein schöner Mann, kein König, und die Gräfin keine junge, zwanzigjährige Frau gewesen sein, wenn sie, als er sie endlich verließ, nicht von dem Gehörten noch ganz hingerissen hätte sein sollen. —

Kaum hatte sie den König bis zur Thüre des Hauses begleitet, und war wieder zurückgekehrt, als Ritter Henriot so eilig als es ihm sein Alter erlaubte, einen offenen Brief in der Hand, ins Zimmer trat. Die Miene des Alten war düsterer, mürrischer wie je, und als der Page sich an der Thüre sehen ließ, hieß er ihn das Zimmer verlassen, indem er etwas von „Horchern" und „Kundschaftern" zwischen den Zähnen murmelte.

„Madame," sagte der Ritter, als er endlich mit Françoisen allein war, „ich habe so eben einen Brief von Messire empfangen, nach welchem er jede Stunde hier zu erwarten ist."

„Mein Gemahl?" rief Françoise halb freudig, halb erschreckt. — „Geschwind, gebt mir den Brief!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Entschuldigt, Madame," sagte der Alte zögernd, „dies hat mir der Herr verboten —"

„Verboten?" rief die Gräfin erschrocken. „Das kann nicht sein. Ihr irrt Euch. Welcher Grund —"

„Ich weiß es nicht, aber es scheint mir aus dem Briefe hervorzugehen, als ob Messire meinte, daß irgend eine Kabale gegen ihn angezettelt worden, und daß Euer edler Bruder — ich wollte mein Ritterwort verpfänden, daß sein Argwohn nichtig — Antheil daran habe, ja daß — —" Der Alte stockte.

„Daß ich selbst daran Theil hätte?" rief die Gräfin im Innersten empört.

„Das nicht, Madame, das nicht;" sprach der Alte in einiger Verwirrung. „Ich weiß mir die Meinung des Herrn nicht zu deuten — auch möchte dies dem alten, grauen Diener, in diesem Falle, schlecht anstehen — aber er hat mir befohlen, Euch zu sagen — erlaubt, Madame," setzte er in noch größerer Verwirrung hinzu, „daß ich Euch die bezügliche Stelle des Briefes vorlese; es wird dies, wie ich denke, keine Verletzung der mir gewordenen Befehle sein. — „Und so," las der Ritter, „gebieten wir Euch, Eurer Herrin zu verkünden, wie wir der besagten, Unserer Gemahlin, anbefehlen, weder bei Hofe zu erscheinen, noch einen Besuch des Königs anzunehmen, sondern sich als krank angeben zu lassen, übrigens aber Unserer Ankunft gewärtig zu sein, wo wir ihr dann Unsern Willen persönlich verkündigen wollen."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Françoise war entsetzt. In diesem Tone hatte ihr Gatte noch nie mit ihr gesprochen. Kannte sie auch seine, bis zur Wuth sich steigernde Hitze, nahm sie auch an, daß er in einem solchen Augenblicke den Brief geschrieben, so konnte sie sich dennoch die Veranlassung zu einem solchen Momente, und wie sie selbst damit in Beziehung kommen könne, um so weniger deuten, als es ihr vielmehr noch stets gelungen, sich auf ihn einen Einfluß zu erhalten, der solche Aufwallungen in den meisten Fällen gemildert oder wohl gar niedergekämpft hatte.

„Wie?" sagte sie in größter Aufregung. „Während ich Chateaubriand gegen seine zahlreichen Feinde, gegen die sich von allen Seiten erhebenden Klagen, wie es die Pflicht eines treuen Weibes ist, vertheidige, trauet er mir die Vernachlässigung, weiß der Himmel welcher, Pflichten zu? — Hätte sich Jemand über Kälte, über Vernachlässigungen zu beklagen, so wäre ich es; Ihr wißt selbst, daß ich seit Wochen schon keine Zeile von seiner Hand gesehen. Und ich! Wie sehnlich sah ich seiner Ankunft entgegen. Mit welcher Sicherheit erwartete ich, daß er wenigstens seinen Namenstag, welcher vor drei Tagen eintrat, zu Fontainebleau feiern sollte! Ich hatte deshalb geeilt das Bild des Königs, das ich zu Orthez einst zu malen begonnen, fertig zu machen. Ich wollte ihm damit eine Freude bereiten, denn es ist, wie Alle versichern, vollkommen ähnlich, was man bis jetzt von keiner Abbildung des Königs sagen konnte. Er hatte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

oft den Wunsch geäußert ein solches zu besitzen, ich hatte ihm verhehlt daß ich dies Gemälde angefangen, um ihn damit aufs freudigste zu überraschen. Seht selbst, Ritter Henriot!" —

Ganz von dem Gedanken an das Portait ergriffen — wozu allerdings der Besuch des Monarchen, und die von demselben gethanen Aeußerungen, auch das ihrige beitragen mochten — eilte sie nach dem Bilde, das sie hinter einem der schweren, damastenen Fenstervorhänge gestellt, und setzte es auf die Staffelei.

„Seht her, lieber Ritter!" rief sie aus. „Ist es nicht ähnlich, nicht mit Fleiß und Liebe gearbeitet, nicht wohlgelungen?"

Der Ritter richtete das düstre, halberloschene, von dicken, grauen, herabhängenden Brauen noch mehr verdüsterte Auge lange auf das Bild, und sagte dann mit seiner tiefen, hohlklingenden Stimme:

„Madame, das Bild ist so ähnlich, so wohlgelungen, so mit Fleiß — es ziemt mir nicht das zweite Wort, das Ihr so eben gebraucht, zu nennen — gearbeitet, daß ich Euch bitte, es vor jedem menschlichen Auge, und am meisten vor dem Eures Gemahls, zu verbergen, oder, was am besten wäre, es sogleich zu zerstören." — —

Die Gräfin sah den Ritter mit Erstaunen an, sie glaubte im ersten Momente sein Verstand habe gelitten.

„Madame," sagte der Alte, indem er Françoisen

starr anblickte, „ich bitte Euch, vernichtet dieses Unglücksbild.“ — —

„Ich verstehe Euch nicht;“ sagte die Gräfin höchst betroffen und nach langer Pause.

„Wohlan, so muß ich ganz offen mit Euch reden!“ sprach Henriot nach augenscheinlichem, innerem Kampfe. „Ich muß es, und sollte der alte, graue Diener zum erstenmal eine Felonie an seinem Herrn begehn; es gilt die Ehre und das Wohl einer Tochter des Hauses Foix, unter dessen glorreichem Banner ich als braunlockiger Jüngling gekämpft, und dessen Dienste mein Haar gebleicht. — Madame,“ fuhr er fort, indem eine leichte Röthe die welken, gefurchten Wangen überlief, „teuflische Zungen haben das Gerücht erfunden und verbreitet, Ihr seiet die „par amour“ des Königs. — Ich weiß, Ihr seid unschuldig; mit Schwert und Dolch will ich, obwohl ein Greis, dies in offenen Schranken behaupten. — Dies Gerücht ist bis zu Messire gedrungen, und — er schenkt ihm Glauben.“

„Unmöglich! — Lächerlich!“ — rief Françoise, indem sie den Anschein annehmen wollte, die Sache unbedeutend zu finden. „Niemand kann so etwas im Ernste glauben. Alle, die um mich sind, wissen daß es nicht wahr ist.“

„Gewiß, Madame, aber selbst diese werden zweifelhaft werden, wenn sie dies Bild sehen;“ sagte finster der alte Ritter.

„Es gefällt Euch, Ritter Henriot Gailhac, heute

mit mir in lauter Räthseln zu reden!" sprach Françoise betroffen. „Was hat dies Bild mit dem albernen Gerüchte zu schaffen, was boshafte Zungen und schwache Köpfe erfunden und verbreitet haben?"

„Es wundert mich, Madame, daß dies Eurem, sonst so hellem Geiste nicht sogleich klar ist;" versetzte der Alte. „Es giebt bis jetzt kein ähnliches Bild des Königs, und dies kommt daher, weil seine Beweglichkeit ihm nicht gestattet einem Maler zu sitzen; alle Bilder sind nur nach der Erinnerung gemalt. Dies Bild ist sprechend ähnlich. Man muß glauben daß er Euch gesessen, oft gesessen hat. Daß nur die Leidenschaft den König, wie er ist, zu diesem Opfer vermocht, scheint dann eben so gewiß, und die Vollkommenheit der Arbeit wird als ein Zeigniß angesehen werden, daß auch die Leidenschaft dies Kunstwerk geschaffen."

„Wohl!" rief Françoise. „Wenn Feinde und Neider so denken, so kann ich es mir erklären, meinem Gatten aber kann ich dies nicht zutrauen."

„Ihr habt Unrecht, Madame, wenn Ihr Euch dieser Täuschung hingebt;" sagte Henriot fest. „Messire hat dem bösen Leumund sein Ohr geliehen, und es bedürfte nur eines Blickes auf dieses Bild, um den Argwohn zur Gewißheit zu erheben. — Madame," setzte der Ritter dringend hinzu, „erinnert Euch des Warners im Schlosse von Orthez, als Ihr das Bild zu malen begonnen hattet, — denn es soll mir Niemand einreden, daß die Hindernisse, über die Ihr Euch beklagtet, von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ungefähr kamen — bedenkt in einer ruhigen Stunde, was ich Euch jetzt sage, und vernichtet das Unglücksbild."

Raoul Gilbert trat eben ein, als der Ritter die letzten Worte gesprochen hatte; er rufte denselben, weil ihn Jemand zu sprechen wünschte, und wollte sodann im Zimmer bleiben, als der Alte mit einem rauhen: „Folgt mir, Page!" ihn mitzugehen nöthigte. Eilig verließen Beide das Zimmer. — —

Françoise war äußerst betroffen, als sie über die Worte Henriots nachdachte. Sie rufte sich alle die Aeußerungen zurück, mit denen, mehr oder minder offen, Chateaubriand sie zu bewegen gesucht hatte, ihn nach der Bretagne zu begleiten, sie wiederholte sich alle Anspielungen, deren ihre Gegnerinnen am Hofe sich bedient hatten, um ein Verhältniß Françoisens zum König als existirend zu bezeichnen, und sie sagte sich zum erstenmale, daß sie sich wohl nicht immer mit der Vorsicht benommen habe, die sich gebühre. Sie beschloß deshalb dem Befehle des Gatten, keinen Besuch des Königs anzunehmen, und sich als krank ausgeben zu lassen, pünktliche Folge zu leisten; käme dann Chateaubriand zurück, so wähnte sie im Gefühl ihrer Unschuld, würde es ihr ein Leichtes sein, durch wenige ruhige Worte jeden Keim eines grundlosen Argwohns aus seinem Herzen zu tilgen, nur über Eins konnte sie nicht mit sich einig werden. Sie hatte das Bild des Königs zum Geschenk für den Gatten bestimmt, es war so wohlgelungen, so herrlich,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so ganz geeignet, ihre Kunst von dem ganzen Hofe bewundern zu lassen, sie hatte sich in so liebliche Vorstellungen gewiegt, welche Freude Chateaubriand darüber äußern, mit welchen Blicken Freund und Feind das Bild betrachten würden, und nun sollte sie dasselbe verbergen, wohl gar vernichten, Niemand sollte es sehen, die schönen Erwartungen in Luft zerfließen. — Françoise war unter solchen Gedanken im Gemache auf- und abgewandelt, als sie sich auf einmal nach dem Orte wandte wo sie das Portrait versteckt hatte. Sie ergriff es, stellte es auf die Staffelei, und betrachtete, mit aller Liebe der Künstlerin, ihr so wohlgelungenes Werk.

Je mehr sie es ansah, je mehr empörte sie der Gedanke, es vernichten zu sollen. In schöner Farbenpracht strahlte das herrliche Bild auf der Staffelei, das Gesicht des jungen, ritterlichen Monarchen schaute aus dem schweren goldnen Rahmen, wie aus einem Spiegel. Das Auge des Königs blickte mit dem Ausdrucke von Zärtlichkeit, den es annahm wenn er sich der schönen jungen Frau gegenüber befand, auf Françoisen, und der lächelnde Mund schien sagen zu wollen: „Du willst zertrümmern, zerstören, was Du mit so vieler Liebe geschaffen hast? Versuche es doch, wenn Du es im Stande bist? aber Du kannst es nicht.“ — —

Der Gedanke an eine solche That empörte in diesen Augenblicken Françoisen mehr noch wie vorher.

„Nein!“ rief sie laut. „Ich wäre wahnsinnig, wenn ich Dir entsagte. Du gehörst mir, Du bist mein,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und wenn es denn nicht anders sein kann, so will ich im Geheim Deines Anblicks genießen. Ich bitte Dir den Gedanken, mich von Dir lossagen zu wollen, mit diesem Kusse ab!" — — —

In höchster Erregung rieß sie das Bild von der Staffelei, und drückte einen Kuß darauf.

In diesem Momente fühlte sich Françoise von einer Eisenfaust, wie mit einer Schmiedezange, am Arme gepackt, erschrocken wendete sie das Haupt, um sich umzusehn, und ein paar wuthfunkelnde Augen starrten sie aus einem befiederten Eisenhelme an — es waren die ihres Gatten. Sie ließ das Bild zu Boden fallen, und es zersprang in zwei Stücke. — —

Wie es schien, war Chateaubriand aus dem, blos mit einem Vorhange geschlossenen Gemache getreten, und hatte jedes Wort, das über die Lippen Françoisen's gekommen, gehört.

„Ehrlose! Ungetreue!" rief er mit der Miene eines Besessenen. „Das Gerücht, welches meine Ehre geschändet nannte, hat also nicht gelogen! Mit eigenen Ohren habe ich meine Schande vernommen. Zittre jetzt, denn Du stehst vor Deinem Richter."

Im ersten Momente war Françoise wie vernichtet gewesen. Alles Leben, alle Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen. Jetzt erholte sie sich. Mit den Gefühlen gekränkter Unschuld, mit der Zuversicht des guten Bewußtseins richtete sie sich hoch auf.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Ja!" rief sie aus. „Ihr sollt mein Richter sein. Hättet Ihr auch nicht ein Recht dazu, so rufe ich Euch dennoch selbst dazu auf, frei, öffentlich, vor Gott und aller Welt, und wegen meiner, durch Euch unschuldig gekränkten Ehre. — Was," setzte sie mit festem Tone hinzu, „habe ich begangen, dessen Ihr mich beschuldigen könnt?" —

„Du fragst noch, Buhlerin des Königs?" rief Chateaubriand wüthend. „Ist es nicht genug, daß der ganze Hof, das ganze Land von Deiner Untreue spricht? Du hast das Bild Deines Liebhabers vor meinen Augen an Deine Lippen gedrückt, Du hast Dich in meiner Gegenwart für immer als die Seinige bekannt, und Du fragst noch?" —

Françoise griff in diesem Augenblicke nach einem silbernen Pfeifchen, das sie, nach einem damaligen Gebrauche, an einer Kette am Halse hängen hatte, und auf einen gellenden Pfiff trat der Page ins Zimmer.

„Ich lasse den Ritter Henriot Gailhac bitten, zu mir zu kommen!" sagte sie.

„Tête de Dieu! Was wollt Ihr thun? Wollt Ihr Eure Schande selbst vor aller Welt verlautbaren?" rief der Graf.

Françoise schwieg und der Ritter trat ins Zimmer.

„Ritter Henriot," sagte die Gräfin, „ich bitte Euch, Eurem Herrn, mit Verbürgung der Wahrheit bei Eurem Lehnseide, mitzutheilen, zu welchem Zwecke dies

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bild gemalt ward, und welche Unterredung wir über dasselbe vor wenigen Minuten gehabt."

„Dies Bild, Messire," sagte der Alte, „ward, wie ich Euch bei meiner ritterlichen Ehre versichern kann, von Madame bereits bei ihrem Aufenthalte zu Orthez angefangen, hier beendigt, und sollte Euch zum Namenstage geschenkt werden. Ich widerrieth dies, und bat Madame das Konterfei zu vernichten. Ich that diese Bitte, weil — weil —; aus einer Grille, die Ihr, Messire, wie Madame, einem alten Manne zu gute halten möget. Es schien mir ein böses Omen von Orthez her an dem Bilde zu haften, und dann ist es auch so ähnlich, daß die Leute glauben könnten, der König habe oft zu der Malerei gesessen, was sonst nicht seine Gewohnheit, und, so viel ich weiß, auch hierbei nicht geschehn ist."

„Ich danke Euch, Ritter! — Das was Ihr sagt ist die reine Wahrheit. Ich bitte Euch uns jetzt allein zu lassen;" sagte Françoise mit Würde.

Das Gesicht Chateaubriand's bot während dem einen eigenen Ausdruck dar. Es war der einer großen Betroffenheit, bei den ersten Worten Henriots; doch machte derselbe bei den letzten einem grimmigen Lächeln Platz.

„Also schon zu Perigueux hattet Ihr Lust bekommen den König zu malen? Ihr hattet Euch seit der Zeit seine Züge so eingeprägt, daß Ihr sie, ohne daß er Euch saß — wenn dies wirklich nicht der Fall war — so ähnlich, wie kein Anderer wiedergeben konntet, und selbst

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

meine Diener fürchten die Verschlimmerung Eures Rufes, wenn dieser überhaupt noch zu verschlimmern ist?" —

„Ich bin mir keiner Schuld bewußt, Verläumdung verachte ich;" versetzte Françoise mit Würde.

„O, ich bitte, sprecht nicht in diesem Tone, er macht auf mich keinen Eindruck;" fiel Chateaubriand ein, indem er Kälte zu affectiren suchte. „Ich glaube Euren Vertheidigungsplan, der sehr gut berechnet scheint, zu kennen. Ihr trotzet darauf, daß man Euch nichts beweisen kann, und werdet deshalb — denn Ihr seid klug — Euch, wie die Sicherheit mit der Ihr aufzutreten versuchet, bezeugt, wohl vorgesehen haben. Die Worte, die ich so eben aus Eurem Munde gehört, meint Ihr, beweisen gleichfalls nichts, sie lassen sich sowohl auf das Bild wie auf die Person des Königs deuten. Wo nicht deutlichere Beweise vorliegen, so meint Ihr ferner, läßt der eifersüchtige Gemahl sich um so leichter als lächerlich darstellen. O, ich kenne das falsche Spiel, das Ihr gegen mich bereits in dem Schlosse Nolibos angefangen, und im Verein mit Eurem tückischen Bruder eifrig fortgesetzt habt, und das Euch, ich gestehe dies ein, auch gelungen ist."

„Gott, welcher unwürdige Verdacht!" unterbrach ihn Françoise, aber Chateaubriand fiel ihr sogleich ins Wort.

„Erlaubt mir eine einzige Frage, und beantwortet diese, wenn Ihr dies noch im Stande seid, wahrhaft und wie es die Frau des geringsten Ritters der Gascogne oder Bretagne thun würde, aus dem Gesichts-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

punkte des Gesetzes weiblicher Ehre: Ziemt es sich einem Weibe, das erst vor wenig Tagen ihrem Gatten vor dem Altare Treue, Liebe und Gehorsam geschworen, sich von einem andern, einem verheiratheten Manne zur Königin von seltsamen, augenscheinlich blos wegen ihr veranstalteten Festen, machen zu lassen, an seiner Seite Feld und Wald zu durchstreifen, stets von ihm umgaukelt zu werden, mit diesen Huldigungen zu prahlen, und endlich, als ihr Gatte in eine ferne Provinz zieht, anstatt ihm pflichtgemäß zu folgen, bei jenem Manne zurückzubleiben, ohne auf ihres Gatten Wünsche, die öffentliche Meinung und die Stimme der Ehre, nur die mindeste Rücksicht zu nehmen?"

Françoise verstummte. — Sie hätte ihm erwiedern können, daß der König mehrmals in Chateaubriand's Gegenwart den Wunsch, daß er seine Gemahlin zu Fontainebleau lassen solle, ausgesprochen habe, aber ihr Gewissen sagte ihr, daß sie sich diesen Wünschen, wie es ihre Pflicht gewesen, nicht mit einem Wörtchen widersetzt, ja daß sie ihnen nur allzugern gefolgt sei.

„Madame!" sagte Chateaubriand mit Eiseskälte. „Ihr und Euer Bruder seid kluge Rechner, und Ihr habt in einem Punkte — in dem mich zu stürzen, und auf den Trümmern meines Glückes den Tempel des Eurigen zu erbauen — auch richtig gerechnet; in einem zweiten aber möchtet Ihr, Françoise, Euch dennoch verrechnet haben. Ihr denket, ich werde den beleidigten Gatten spielen, den König, bei dem Ihr dann

Hülfe suchen würdet, dadurch noch mehr reizen, und Ihr endlich Gelegenheit erhalten, die Großmuth für mich bittend einzuschreiten, daß ich nur in ein fernes, elendes Gouvernement, nicht in einen festen Thurm geschickt werde, in ein helles Licht stellen zu können; vielleicht meint Ihr auch Schwüre und falsche Thränen würden mich überzeugen, daß alle die, über Eure Aufführung umlaufenden, Gerüchte, rein aus der Luft gegriffen wären, ja daß das, was ich vor zwei Minuten, in Beziehung auf dies Bild, gesehn und gehört, nichts als Täuschung der Sinne gewesen wäre; hierin aber, Madame, habt Ihr Euch verrechnet. Ich werde weder den tobenden, noch den getäuschten Gatten spielen, noch mehr, ich werde Eure, des Königs und Gastons Wünsche erfüllen, ich werde gehen; gehen, so still wie ich gekommen. — Das Gouvernement der Bretagne habe ich bereits abgegeben, und in einer Viertelstunde überantworte ich den Kommandostab in die Hände des Königs. Jeder andern Befehlshaberstelle entsage ich für immer, ich begebe mich auf meine Güter in der Bretagne."

„Wohin ich Euch mit unserm Kinde, meiner Pflicht gemäß, augenblicklich folgen werde;" rief Françoise rasch.

„Verzeiht, Madame!" sagte kalt der Graf. „Das Kind werde ich allerdings mit mir nehmen, und ich denke, die Wärterin, die ich deshalb mitgebracht, wird es bereits in Händen haben, wie ich befohlen; was Euch indeß anbelangt, so werdet Ihr bleiben, wo es Euch seit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem Tage unserer Verbindung allein behagte, an dem Hofe und in der Nähe des Königs."

„Nimmermehr!" rief Françoise entsetzt. „Mein Kind! Ich will zu meinem Kinde!"

„Bemüht Euch nicht, Madame;" sagte der Graf im vorigen Tone. „Sind meine Befehle richtig ausgeführt worden — und ich wollte es meinen Dienern nicht rathen, sie zum erstenmal lässig zu üben — so ist die Wärterin mit dem Kinde bereits außerhalb Fontainebleau. Ueberdieß werdet Ihr dies Zimmer nicht eher als in einer Stunde — so lange werde ich etwa in Fontainebleau verweilen — verlassen."

„Wohlan, so folge ich Euch wider Euren Willen nach der Bretagne!" rief Françoise heftig.

„Thut Ihr dies, so thut Ihr es auf Eure Gefahr!" sprach Chateaubriand mit einem so furchtbaren Ausdrucke des Gesichts, daß Françoise unwillkührlich schauderte. „Du magst sagen was Du willst," setzte er hinzu, indem sein Auge zu glühen begann und seine Züge krampfhaft zuckten, „Du magst sagen was Du willst, Du hast mich entehrt. — Ha," schrie er mit furchtbarem Tone, als seine Blicke von ungefähr auf die Fensterscheibe gefallen waren, wo der König scherzhafterweise jenen Vers eingeschrieben, „jetzt läugne noch weiter, Schlange! Lies jenen teuflischen Hohn! Dein königlicher Galan erwartete meine Rückkehr. Ihm genügte nicht meine Entehrung, er wollte mich auch nicht darüber in Zweifel lassen. tout femme varie, bien Fou qui s'y fie! Ha! ha! ha!" —

Das Lachen Chateaubriand's hatte etwas Entsetzliches. — „Nur, in etwas," setzte er hinzu, „hat auch Er sich getäuscht. Bin ich auch der Narr, so habe ich Dir doch nicht vertraut."

„Mann! Um Christi Wunden willen! Du täuschest Dich!" rief Françoise, die Hände faltend. „Nicht diesen schändlichen Verdacht; tödte mich lieber."

„Fürchtet Ihr Euch, Madame?" sagte Chateaubriand, plötzlich wieder von Wuth zur Kälte übergehend. „Ich verachte Euch, Ihr habt deshalb Unrecht Euch zu fürchten."

„Nein!" rief Françoise mit dem sichtbaren Gefühl, daß ihr zuviel geschehen sei, und in ihrem schönen Auge strahlte weibliche Würde. „Diese schändliche Behandlung habe ich nicht verdient! — Tödtet mich, Graf Chateaubriand, und im Begriffe vor Gott zu treten, will ich, während mein Blut dahinströmt, den furchtbarsten Eid ablegen, daß ich nicht die Euch geschworne Treue brach."

„Du bist also unschuldig? Ganz unschuldig?" fragte Jener mit seltsamen Blicken.

„Nein!" versetzte Françoise, die Augen zu ihm erhebend. „Ich fehlte, indem ich an den Huldigungen des Königs Gefallen fand, aber ich habe seine Bewerbungen zurückgewiesen, und nehme deshalb Gott zum Zeugen!" — —

Die Worte Françoisen's schienen auf den Gemahl nicht ohne Einwirkung zu bleiben, er wollte sprechen, schien verwirrt, und sagte endlich, indem er, jedoch mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einer Art innern Zwanges, einen Ausdruck der Härte in den Ton zu legen suchte.

„Mögen die Thatsachen sein wie sie wollen, der Schein ist gegen Euch, und ich bin vor den Augen der Welt entehrt. Ein Zusammenleben zwischen uns ist unmöglich."

„Gestattet mir, Euch und mein Kind wenigstens dann und wann zu sehen;" bat Françoise. „Euer Sinn kann und wird sich ändern."

„Nimmermehr! Es ist unmöglich;" sagte der Graf.

„Und wenn ich dennoch käme? Würdet Ihr mir dies verweigern können?" fragte die Gattin.

„Versucht es nicht. Ich warne Euch; versetzte Jener rauh.

„Wenn aber die Nothwendigkeit, wenn der König Euch geböte, mir den Zutritt zu meinem Kinde zu gestatten?"

„So würdet Ihr ihm erklären müssen, daß Ihr dies nicht wolltet, denn, bei Gott im Himmel, erscheint Ihr ohne meinen Willen, so ist Euer Leben selbst nicht gesichert;" sagte Chateaubriand, von der Nennung des Namens des Königs erregt, mit Heftigkeit.

„Ich will Euch meinen verhaßten Anblick nicht aufdringen," fiel Françoise ein, indeß eine Thräne über ihre schönen Wangen rollte, „aber laßt mir wenigstens die Hoffnung, daß sich Euer Sinn einst ändern könnte, laßt mich glauben, daß ich mein Kind, wenn es krank, wenn es in Gefahr ist, ans Herz drücken darf."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Chateaubriand war während dieser Zeit nachdenkend im Zimmer auf- und abgegangen.

„Wer weiß," sagte er dann, „was sich Uebermuth und Willkühr noch gegen mich erlauben, ob sie mir nicht vielleicht die Erlaubniß Eurer Erscheinung auf meinem Schlosse abdringen, und Euch somit wider meinen Willen in Gefahr, und mich zu verzweifelten Mitteln bringen könnten?"

Mit diesen Worten zog er einen goldnen Ring vom Finger, und brach ihn mit einem Drucke der Faust in zwei Stücke. Eines davon reichte er Françoisen.

„Nehmt!" sagte er. „Ihr, nicht ich, habt den Ring der Treue zerbrochen. — Sende ich Euch meine Hälfte, so mögt Ihr kommen und habt nichts zu fürchten, kommt Ihr ohne sie, so wahret Euer Leben." — —

„Ein düsteres Feuer strahlte in dem Auge des Grafen, als er diese Worte sagte; es rieselte ein Schauder durch die Glieder Françoisens, dennoch beschloß sie noch einen Versuch zu machen, den Gatten zu erweichen.

„Chateaubriand," sagte sie, „Ihr wißt aus meinem Munde bereits, in wie weit ich gefehlt; daß weiter keine Schuld an mir haftet, dies will ich auf das Sacrament beschwören; könnt Ihr es vor Eurem Gewissen verantworten, aus solchem Grunde Euer Weib zu verstoßen, eine Mutter ihres Kindes zu berauben?"

Ein Wink mit der Hand gebot ihr zu schweigen.

„Und wäre Alles wie Ihr sagt," sprach er mit Heftigkeit, „so geböte es schon die Klugheit, die Schwester

des Mannes der mich stürzt, nein die Verbündete, die Kundschafterin meines Todfeindes nicht an meiner Seite zu dulden. Ich komme so eben vom Konnetable. Hölle und Teufel! Ich will verdammt sein, wenn ich das Hohnlächeln vergesse, mit welchem mir der Mann mittheilte, daß Gaston Gouverneur von Guienne, und Euer Stiefbruder Enguerrand Erzbischof geworden, daß sie aus gewissen Gründen — hört Ihr: aus gewissen Gründen? — Alles beim König gälten, daß er aber besorge, daß sie sich nicht in meine Sache würden mischen wollen. Tête de Dieu! Es lebt Niemand, den Chateaubriand je gebeten hätte, sein Fürsprecher sein zu wollen. — Doch genug;" setzte er mit erzwungener Kälte hinzu. „Ich denke es wird Eurer Klugheit nicht entgangen sein, und ich glaube es ist in Eurem und Eures Bruders Interesse, wie in dem meinigen, so wenig Aufsehn wie möglich zu erregen: daß wohl dahin zu wirken ist, unserm Verhältnisse nicht außer dem Stempel der Schande, noch das der Lächerlichkeit aufzudrücken. Bleibt daher hier zurück, breitet überall aus es geschähe mit meiner Bewilligung, gebt selbst zu verstehen, daß Ihr nicht mit dem mürrischen Gatten zusammenleben könntet; hütet Euch aber vor zweierlei: befleckt nicht meinen Namen durch Eure Aufführung noch mehr, als dies bereits geschehen ist, und wagt nicht einen Fuß über meine Schwelle zu setzen, ehe Ihr nicht die zweite Hälfte jenes Ringes in den Händen habt." — —

Kaum hatte Chateaubriand diese Worte gesprochen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

als er das Zimmer verließ. Seine Gattin sank ohnmächtig in einen Sessel. Einige Stunden darauf meldete ihr Ritter Henriot, daß Chateaubriand, nachdem er eine Audienz beim Könige gehabt, wo er sich so rücksichtslos geäußert, daß der Monarch nur auf dringende Verwendung des Konnetable, den bereits gegebenen Befehl zu seiner Verhaftung wieder zurückgenommen, Fontainebleau verlassen habe. —

Der eben geschilderte Auftritt war auf die Gesundheit Françoisen's von den nachtheiligsten Folgen. Eine Krankheit, die mehrere Wochen dauerte, brachte sie an den Rand des Grabes. Sie erholte sich endlich wieder, aber ihr schönes Gesicht trug von dieser Zeit an einen Ausdruck von Schwermuth, den nichts wieder verwischen konnte. Daß ihren Feinden und Neidern das Vorgefallene nicht gänzlich verborgen bleiben konnte, war natürlich. Ueberall, wohin sie sah, blickten ihr spöttische, schadenfrohe Gesichter entgegen. Gaston, der nun über den Nebenbuhler einen vollständigen Triumph errungen hatte, bekümmerte sich wenig um den Ruf, und noch weniger um den Schmerz der Schwester, er begnügte sich überall zu verstehen zu geben, daß Chateaubriand seit einiger Zeit Anfälle von Wahnsinn habe, und daß man sich dadurch das Verstoßen seiner Gattin, so wie auch die Vergehungen, die er sich in der Bretagne zu Schulden kommen lassen, leicht erklären könne. Klug genug, den gestürzten Gegner nicht bis zum Aeußersten zu bringen, und ihn zu einer verzweifelten That, deren er ihn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wohl fähig hielt, treiben zu wollen, bewirkte er bei dem Könige, daß die Untersuchung gegen Chateaubriand niedergeschlagen wurde, und bald sprach Niemand mehr von dem abgesetzten, und wie man endlich allgemein annahm, verrückt gewordenen Gouverneur der Bretagne. Da Françoise mehrmals geäußert hatte, daß sie willens sei den Hof zu verlassen und sich nach Orthez zurückzuziehen, dies aber so wenig zu den Plänen des Bruders, wie des verliebten Königs stimmte, so ward die Schwester des letztern, die Gräfin d'Angouleme, vermocht Françoisen bei sich aufzunehmen, so ungern dies die erste auch that, und mit so viel Widerstreben auch die letzte darein willigte. Françoise wußte nur zu gut, daß, den König, der von Leidenschaft beherrscht war, ausgenommen, es nur zwei Personen zu Fontainebleau gab, die es wahrhaft gut mit ihr meinten; dies waren der alte, grämliche Henriot und der Page Raoul Gilbert. So sehr ihr auch das mürrische Wesen des alten Ritters manchmal lästig fiel, so war sie doch von seiner unbestechlichen Redlichkeit, seiner Wahrheitsliebe und seiner Treue, nicht nur aufs Lebendigste überzeugt, sondern diese Eigenschaften des Alten waren auch so anerkannt, so unbezweifelt, daß sie in Beziehung auf ihr Betragen gegen den König, ihre tadellose Aufführung, sich keinen bessern Zeugen wünschen konnte, wenn Chateaubriand, der überdies dem Alten gänzlich vertraute, noch ferner einen Zweifel hegen sollte. Sie hielt sich überzeugt, daß, wenn die Gesinnungen ihres Gatten sich zu ihrem Vortheil

ändern sollten, das Zeugniß Henriot's ein großes Gewicht in die Wagschale werfen könnte. Der Eifer Raouls, den er in dem Dienste der Gräfin bewies, überstieg alle Gränzen. Unausgekleidet ruhete er während der Zeit der Krankheit der Gräfin, auf dem harten Fußboden vor der Thüre des Vorzimmers, um sogleich bei der Hand zu sein, wenn die Kammerfrau seiner Herrin ihn zu irgend einem Dienste rufen sollte. Aengstlich blickte sein Auge auf das Gesicht des aus dem Krankenzimmer tretenden Arztes, und sein blasses Antlitz überzog eine tiefe Röthe, wenn er aus dessen, an den Ritter gerichteten Aeußerungen vernahm, daß die Hoffnung zu Erhaltung des Lebens der Kranken sich von Tage zu Tage mehre. Obgleich Henriot den Pagen von Haus aus wenig leiden mochte, so blieb der Diensteifer des letztern auf den alten Ritter doch nicht ohne Eindruck, und der Alte gelangte endlich dahin Raoul manchmal zu versichern, wenn er diese und jene üblen Eigenschaften, die er ihm an den Fingern vorzählte, und über jede derselben einen langen Sermon in den Kauf gab, erst abgelegt haben würde, einige Hoffnung vorhanden sei, daß er ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden könnte. Raoul Gilbert, von Natur schweigsam, sah bei diesem süßsauern Lobe dem Alten ruhig lächelnd und ohne ein Wort zu erwiedern, ins Gesicht, als aber einst der Ritter, nach der Wiederherstellung Françoisen's, in deren und des Pagen Gegenwart in seiner gewöhnlichen Redeweise äußerte, daß „der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sonst leichtsinnige, vorschnelle und seine Stellung wenig berücksichtigende Gesell, sich während der Krankheit von Madame ziemlich gut und pflichtgemessen benommen habe" und Françoise ohne eine Sylbe zu sprechen mit einem seelenvollen Blicke ihm die Hand reichte, da drückte Raoul Gilbert diese Hand mit Heftigkeit an seine Lippen, und rief mit überströmendem Gefühl: „Jetzt möchte ich für Euch sterben dürfen!" eine Aeußerung, die Henriot später eine höchst unschickliche nannte, und dem Pagen eine stundenlange Bußpredigt hielt, die dieser wie gewöhnlich mit stummen Lächeln ruhig anhörte.

Françoisen sollte indeß eine neue Prüfung erwarten. Ihre Tochter, das einzige Kind und an welchem ihre ganze Seele hing, kränkelte fortwährend. Obwohl ihr Gemahl ihr dies mit keiner Sylbe gemeldet hatte, so hatte sie es doch von Andern erfahren. Das Kind zu sehen und zu pflegen war fortan ihr einziger Gedanke. Sie schrieb deshalb die rührendsten Briefe an ihren Gatten, welche indeß sämmtlich ohne Antwort blieben. An den König wollte und konnte sie sich nicht wenden; wenn ein Schritt von dieser Seite geschähe, dies wußte sie, so wäre die Hoffnung auf einstige Aussöhnung mit ihrem Gemahl auf immer dahin gewesen. Ohnehin sahen Verläumdung und Neid in der Aufnahme, die sie bei der Schwester desselben fand, nur eine neue Bestätigung des allgemeinen Gerüchts, daß Françoise mit dem Monarchen in unerlaubten Verhältnissen lebe, und bemächtigten sich nur allzugern eines Stoffes, den sie bis über die

Gränzen aller Wahrscheinlichkeit hinaus auszubeuten trachteten. Aus diesem Grunde, und weil ihr nun kein anderer Weg zu Erreichung ihres Ziels, sich auf einige Zeit zu ihrem Kinde begeben, vielleicht sich mit ihrem Gemahl aussöhnen zu können, mehr übrig blieb, wendete sie sich an Gaston, nachdem sie sich von diesem vorher das Versprechen hatte geben lassen, daß er über diesen Punkt nicht mit dem Könige sprechen wolle. Da sie meinte daß es ihr zu nichts helfen könne, ja daß der Argwohn ihres Gemahls daraus nur neue Nahrung ziehen dürfte, wenn ihm eine Mittheilung deshalb bekannt würde, verschwieg sie indeß dem Bruder das Geheimniß, welches an dem zerbrochenen Ringe hing. Gaston, von Natur schon zur Intrigue geneigt, da er wußte daß auf einem gewöhnlichen Wege Chateaubriand nicht beizukommen sei, und überdieß wünschend daß sein Name dabei gänzlich aus dem Spiele bleiben möchte, wandte sich an den Admiral Bonnivet, der sich in dieser Zeit gerade auf seinem Landsitze in der Bretagne befand, und von dem er wußte daß er von Chateaubriand sehr wohlgelitten war. Er gab diesem zu verstehen, wie der König überaus wünsche, daß eine Wiedervereinigung zwischen dem ehemaligen Günstling und dessen Gattin stattfinden möchte, daß eine solche unfehlbar gelingen müsse, wenn es möglich wäre Françoisen nur ein einzigesmal eine Unterredung mit Chateaubriand zu verschaffen; Gaston ließ endlich nicht undeutlich merken, daß er in einem solchen Falle, und wenn dies durch Bonnivet

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bewirkt worden wäre, wohl Mittel finden werde den König zu disponiren, dem Admiral das Kommando der Flotte zu Brest anzuvertrauen, ein Wunsch, von welchem König Franz bis dahin durchaus nichts hören wollte. Die Andeutungen Gastons konnten auf keinen günstigern Boden fallen als bei Bonnivet. Der Admiral bot Alles auf Chateaubriand zum Eingehen in seinen Plan zu vermögen, ohne daß es den Anschein haben konnte, als ob er selbst dabei interessirt sei. Bald suchte er die Vorzüge Françoisen's in das hellste Licht zu setzen, und verpfändete wiederholt seine ritterliche Ehre, daß diese allein es wären, welche alle jene Gerüchte über die tadelnswerthe Aufführung der Gräfin, von Seiten ihrer Neider hervorgerufen hätten. Als er bemerkte, daß auf diese Weise Chateaubriand nicht beizukommer sei, suchte er ihm klar zu machen, daß eine Aussöhnung mit seiner Gemahlin, geschähe sie auch nur zum Schein, unfehlbar auch die mit dem Könige, die Wiedererlangung der Gnade des letztern herbeiführen, ja ihn vielleicht höher stellen werde, als er jemals gestanden. Alle Bemühungen Bonnivets waren lange Zeit umsonst. Chateaubriand wollte nichts von einer Zusammenkunft mit seiner Gattin wissen. „Sie hat mich entehrt! Ich bitte Euch, von Ihr zu schweigen;" dies war stets sein Wort, wenn der Admiral nur Françoisen's Namen nannte.

Da Bonnivet indeß unter die Wenigen gehörte, welche Chateaubriand in seiner Einsamkeit aufsuchten, und letzterer zu Jenem, so viel dies bei seinem rauhem Sinn

der Fall sein konnte, eine Art freundlicher Hinneigung fühlte, so ließ er sich endlich gefallen daß der Admiral, bei ihren Zusammenkünften, dieses Thema wieder aufnehmen durfte, wiewohl er, wenn sich dieser Stundenlang deshalb heiser gesprochen, schlüßlich stets versicherte hierin nie nachgeben zu wollen. Bonnivet ermüdete indeß nicht. Stets lenkte er das Gespräch wieder auf diesen Gegenstand, und er erstaunte endlich nicht wenig, als Chateaubriand ihm eines Tages mit düstrer Miene sagte: „Seiner Gemahlin läge an einer solchen Zusammenkunft nichts. Gaston allein betreibe diese aus ehrgeizigen Absichten, und habe, Gott weiß welche Pläne dabei. Zum Beweise daß dies der Fall sei, wolle er, wenn Bonnivet verspräche ihn künftig mit seinem Andringen zu verschonen, Françoisen die Erlaubniß zu einer Zusammenkunft ertheilen, doch dürfe Gaston nichts davon erfahren, worüber ihm Bonnivet sein Ehrenwort geben müsse." — Hocherfreut sagte der Admiral ihm diese Forderung zu und bestand sodann darauf, daß Jener ihm einen offenen Brief an Françoisen, in welchem dieser die Erlaubniß sich zu ihrem Gatten zu begeben, ertheilt werde, einhändigen solle. Chateaubriand that dies ohne Weiteres. Er änderte sogar auf den Wunsch des Admirals mehrere Ausdrücke, die dieser nicht entschieden genug fand, ab, und noch desselben Tages war das Schreiben bereits nach Fontainebleau unterwegs. — —

Es war ungefähr zehn oder zwölf Tage später, als sich Bonnivet mit einer kleinen Anzahl benachbarter Edelleute

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf dem Schlosse Chateaubriand's befand. Die Gesellschaft saß in der Burghalle, und große, silberne Becher, mit dem Wappen des Hausherrn, gingen in die Runde. Sie wurden so oft geleert, daß der Haushofmeister, der am Schenktische stand und das Amt eines Mundschenken versah, sie nicht oft genug füllen konnte. Bei Mehreren der Gäste begann der Wein schon seine Wirkung zu äußern, nur der Graf und der Admiral schienen davon unberührt geblieben zu sein, obwohl letzterer dem Becher tapfer zusprach. Bonnivet war ein kräftiger Mann in mittlerem Alter. Sein Antlitz verrieth viel Gutmüthigkeit; es war eine jener offenen Physiognomien, die Jeder gern hat, weil sie bei Jedermann Zutrauen erwecken. Eine große Munterkeit und Lebenslust sprach aus den heitern Zügen, und selbst der düstre Graf schien dem lustigen Manne wohlgeneigt, und von seiner Heiterkeit angezogen zu sein; denn, wenn er auch nicht in das laute, tobende Gelächter einstimmte, womit die übrigen Gäste die Bonmots und munteren Einfälle Bonnivets begleiteten, so verzog sich doch dann und wann sein grämliches Gesicht dabei zu einem theilnehmenden Lächeln.

Bonnivet erzählte allerhand Hofanecdoten, wovon einige mehr als zweideutigen Inhalts. Ein schallendes Gelächter begleitete jede einzelne.

„Da ist die Marquise d'Estampes!" rief Bonnivet wieder zu einem neuen Schwank übergehend. „Die Freimüthigkeit der Frau, verbunden mit der Gravität

einer Dame von Rang, gefällt mir. Wir sprechen neulich bei Tische über den Putz der Frauen, wie solcher jetzt bei Hofe der neueste Brauch ist. „Madame," sagte ich zu ihr, „es ist mir unbegreiflich, wie bei den jetzigen ellenbreiten Halskrausen, es die Damen anfangen ihre Suppe zu essen, oder sich heimlich und in der Geschwindigkeit küssen zu lassen, ohne ihren Putz zu derangiren!" — Was denkt Ihr, daß sie antwortete, Messire de Montfort, oder Ihr, Chevalier d'Aubeterre?"

„Der Henker mag es wissen!" rief der Erste. „Die Frau ist noch hübsch, sie wird nichts verrathen haben; es wäre auch wohl zu viel verlangt, wenn sie ihre kleinen Hausmittel hätte vor dem ganzen Hofe ausplaudern sollen."

„Falsch gerathen!" rief Bonnivet lachend. „Madame d'Estampes langte schweigend und graziös nach einem hölzernen Löffel, mit einem Stiel von der Länge einer Elle, der in einem Napf mit Honig lag, und aß mit demselben ihre Suppe, ohne, wie es sonst geschehen muß, ihre Halskrause mit der Hand herabzubiegen."

Die Zuhörer erhoben von neuem ein lautes Gelächter.

„Nun, Admiral? Was sagtet Ihr nun?" fragte der Chevalier.

„Madame, sagte ich," versetzte Bonnivet, „was den Punkt des Suppeessens anlangt, bin ich zufriedengestellt."

„Tres bien! — Gut geantwortet! — Ihr seid eine feine Amsel! — Es lebe der Admiral Bonnivet nebst

seinen Bonmots!" rief lachend die Tafelrunde, indem sie mit den Bechern zusammenstießen.

Bonnivet ließ den seinigen an die der Andern klingen, nur bei dem Hausherrn hielt er inne.

„Euch, Messire, bringe ich einen bessern Trinkspruch!" rief er aus. „Ihr Herren, ich bitte Euch mit mir einzustimmen. — Die Erwartete!" setzte er laut hinzu. „Möge sie noch heute erscheinen!"

„Sie kommt nicht!" versetzte kalt der Graf, indem er den Becher kaum an die Lippen brachte und wieder hinsetzte.

„In diesem Falle gewinnt Ihr meinen Rappen, und — Ventre bleu! — das sollte mich reuen, denn mir kostet das Pferd hundert und achtzig Goldliren;" sprach Bonnivet. „Ich hoffe indeß, indem ich die Wette gewinne, binnen drei Tagen Eure beiden eisengrauen Hengste im Stalle zu haben."

„Gewiß! — Gewiß!" rief der Marquis de Montfort. „Und ich hoffe, daß unser verehrter Wirth auf diese Weise — und nur auf diese allein — zu Schaden kommen soll."

„Richtig!" schrie der Chevalier. „Knüpfen wir einen Trinkspruch daran. — Auf den Schaden unsers Wirthes! Auf den Verlust der Eisenschimmel!"

Mit ausgelassenem Gelächter stimmten Alle ein. Chateaubriand lächelte spöttisch und nippte dankend aus dem Becher.

Ein Diener trat jetzt ein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Der Page der Frau Gräfin!" meldete er. „Er bringt ein Schreiben an Messire."

Chateaubriand nickte, zum Zeichen, daß der Ankommende erscheinen dürfe, schlug dann ein kurzes, heiseres Lachen auf und sagte zu Bonnivet:

„Habt die Güte, meinem Stallmeister morgen früh den Rappen übergeben zu lassen."

„Noch nicht! Bei St. Denys, meinem Schutzpatron! Der Brief wird Euch ihr Kommen verkünden;" rief Bonnivet, doch mit ziemlich unsicherm Tone.

Raoul Gilbert war indeß eingetreten. Der junge Mensch schien bedacht gewesen zu sein sich seinem Herrn im höchsten Glanze zu zeigen. Das gelbe Wamms mit rothen Ermeln, die silbernen Bänder die von den Schultern flatterten, die roth und gelb seidene gestickte Schärpe, und die auf dem Baret befestigten Federn von gleichen Farben gaben ihm etwas Stattliches. Das Gesicht des Pagen war heute nicht so bleich wie sonst, es war von Sonne und Luft geröthet, und wer ihn in diesem Aufzuge, mit dem silbernen Schwert an der Seite, den klirrenden Sporen, den dunkeln Locken, die über die Schultern wallten, zum erstenmal erblickt hätte, würde ihm das Prädicat eines sehr hübschen Jünglings nicht versagt haben. Seinem Herrn schienen Gedanken ähnlicher Art durch den Sinn zu gehen, denn er betrachtete den Pagen längere Zeit, als dieser ihm bereits den Brief mit tiefer Verbeugung überreicht hatte, mit großer Aufmerksamkeit. Chateaubriand erbrach endlich den Brief

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und reichte ihn, als er solchen mit spöttischem Lächeln still durchlesen, dem Admiral.

„Leset," sagte er kalt, „und überzeugt Euch, daß — Euer Rappe mir gehört."

Bonnivet las, und warf verdrüßlich den Brief auf den Tisch.

„Der Henker werde aus den Frauen klug!" rief er im Aerger. „Wie verließet Ihr die Gräfin?" setzte er, sich zu dem Pagen wendend, hinzu.

„Madame war wohlauf;" erwiederte dieser.

„Sie schreibt aber von einer Unpäßlichkeit. War diese vielleicht so bedeutend, daß es unmöglich gewesen wäre, daß Eure Herrin eine Reise unternehmen konnte?" fragte er weiter.

„Nicht daß ich wüßte!" versetzte der Page unbefangen. „Wenn indeß Madame dies geschrieben hat, so muß es allerdings der Fall sein, denn —"

„Was nahm die Gräfin an dem Tage vor, als sie den Brief schrieb?" fragte Chateaubriand rauh, und indem er den Pagen nicht ausreden ließ.

„Sie hatte einen Spazierritt durch den Wald gemacht, dann schrieb sie den Brief, dann —"

„Und den Tag vorher?" fuhr Jener fort.

„Sie war mit Madame d'Angouleme zu einem Besuche in Paris."

„Und den Tag der jenem vorherging?"

„Die Frau Gräfin war nach Nemours gereist. Es

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

war der Festtag von „unserer lieben Frau zur guten Zuflucht."

Chateaubriand lachte überlaut.

„Ihr seht," rief er zu Bonnivet gewendet, „Ihr habt die Wette verloren; Euer Rappe ist mein."

„Ihr Herren," sagte er nach einer Pause zu den Gästen gewendet, „ich ersuche Euch ein wenig in den Garten hinabzugehen. Links am Eingange ist die Wohnung des Falkners, welcher Euch ein paar hübsche Vögel — ächte Isländer — die ich eben bekommen habe, zeigen wird. Ich folge Euch sogleich. — Ihr, mein Freund Bonnivet, verweilt einen Augenblick. Auch Du, junger Mensch."

Die Edelleute tranken in der Geschwindigkeit ihre Becher aus, dann verließen sie lärmend das Zimmer.

Chateaubriand blickte jetzt den Pagen mit seinem düstern, aber durchdringenden Auge längere Zeit an.

„Herr Page," sagte er dann spöttisch, „ich habe einige Fragen an Euch zu richten, und ich hoffe, daß, obwohl Ihr ein Diener des Pantoffels seid, Ihr dennoch den Gehorsam und vor Allem die Wahrheit, die Ihr Eurem Herrn und Gebieter schuldet, nicht vergessen haben werdet, oder mit andern Worten, es wäre Dir besser Du hättest einen Strick mit einem Stein am Halse, und lägst auf dem Grunde der Loire, als daß Du mich belögest." —

Die letzten Worte sprach der Graf mit so furchtbar drohendem Blicke und so hartem Tone, daß Raoul un-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

willkührlich schauderte; bald erholte er sich indeß, und sagte demüthig:

„Befehlt, Messire, was Ihr wissen wollet, und ich werde Euch in Allem reine Wahrheit sagen.“

„Nun wohlan — aber hüte Dich zu lügen“ — sprach Jener etwas weniger rauh, „wie oft besuchte in letzter Woche der König Deine Herrin?“

„Messire,“ erwiederte der Page mit dem Tone unverkennbarer Wahrheit, „der König ist seit wenigstens vier Monaten nicht in dem Zimmer der Gräfin gewesen.“

„Du lügst, Schlange! Du lügst, abgerichtete Elster!“ schrie heftig Chateaubriand.

„So wahr mir Gott helfe, es ist die reinste Wahrheit was ich sage!“ sprach Raoul, indem er die Hand auf die Brust legte.

„So war sie bei ihm!“ rief der Graf; „das heißt, sie trafen sich bei Madame d'Angouleme.“

„Ich habe Madame stets bis nach den Zimmern der Prinzessin begleiten, und ihre Rückkehr im Vorsaal erwarten müssen, der König aber war in jener Zeit niemals dort;“ sprach der Page im vorigen Tone.

„Man scheint zu Fontainebleau etwas vorsichtiger wie ehemals geworden zu sein;“ sagte der Graf mit spöttischem Lächeln. „Oder hat sich der Wind bereits gewendet? Hat Zeus einer andern Nymppe das Gnadenantlitz zugekehrt? — Sprich, mein Bursche, welcher

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dame erweisen Sr. Gnaden der König jetzt besondere Aufmerksamkeit?"

„Ich weiß nichts Bestimmtes davon, Messire, doch sagte man neulich, daß der König gegen Mademoiselle d'Heuilly sich auf der letzten Jagd besonders gnädig bezeigt habe;" erwiederte Raoul.

„Also Mondschein im letzten Viertel, wo nicht gar schon wieder Neumond!" rief Chateaubriand laut auflachend.

„Wie Ihr doch so sinnreich seid, Euch durch Selbsttäuschungen zu quälen;" versetzte Bonnivet. „Erlaubt mir jetzt einige Fragen an den Pagen zu richten. — Womit beschäftigt sich die Gräfin? Uebt sie noch fleißig die Malerei?"

„Sie hatte," entgegnete der Page, „seit Monaten nicht gemalt, bis Madame d'Angouleme sie dringend dazu aufforderte. Meine edle Herrin begann sodann das Bild eines Hoffräuleins, das aber, wie sie sagte, nicht gelingen wollte, weil, wie sie meinte, sie ganz außer Uebung sei, sie müsse, äußerte sie, erst mehrere Konterfeis darstellen, ehe sie an das Bild der Prinzessin gehen könne, und sie malte deshalb den Ritter Henriot und mich."

„Und Dich, Bursche?" fragte Chateaubriand aufmerksam.

„Ja, als ein Studium, wie es Madame nannte;" sprach Raoul Gilbert.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Und was ward aus dem Bilde?“ fragte der Graf hohnlächelnd.

„Es befindet sich noch in dem Arbeitszimmer von Madame;“ sagte der Page.

Die Züge Chateaubriand's nahmen einen sonderbaren Ausdruck an, und sein Auge ruhte fortwährend auf dem Sprechenden.

„Womit beschäftigt sich Deine Herrin sonst?“ fragte er endlich.

„Vorzüglich mit Werken der Wohlthätigkeit;“ erwiederte der Page mit Wärme. „Von früh bis in die Nacht ist ihre Thüre belagert von Hülfesuchenden, welche sich in ihre Nähe drängen, da sie wissen, wie freundlich solche fremder Noth sich annimmt. O, Messire, Ihr solltet nur sehen, wie Madame von Allen die ihr nahen wie eine Heilige — nein, wie eine Gottheit — verehrt wird! — Aber,“ setzte er mit Begeisterung hinzu, „wie könnte es anders sein! Wer könnte die hohe, edle, herrliche Frau sehen, und sie nicht innig verehren, wer längere Zeit in ihrer Nähe weilen und ihr nicht mit Leib und Seele ergeben, ja bereit sein das Leben für sie zu opfern. Ja, Messire, Alle die um sie sind, denken auf diese Weise, und es wäre auch wohl unmöglich, andere Gesinnungen zu haben?“

Die Worte des Jünglings, welche mit einem ungeheuren Enthusiasmus gesprochen wurden, und in denen die glühendsten Empfindungen einer jugendlichen Seele zu liegen schienen, erregten dem Anscheine nach bei bei-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Zuhörern sehr verschiedenartige Gefühle. Bonnivet sah in ihnen einen entfernten Schimmer der Möglichkeit, eine Annäherung der beiden Gatten, und somit für sich die Erlangung des Kommando's zu Brest zu bewirken, das Antlitz des Grafen hingegen ward immer düsterer, doch nahm es endlich den Ausdruck des Spottes, oder vielmehr einer Art Schadenfreude an.

„Mein junger Fant," sagte er, „wie es scheint bist Du Deiner gnädigen Gebieterin sehr ergeben, aber die Beschäftigungen denen Du Dich zu Fontainebleau zu weihen scheinst — so viel Angenehmes sie auch haben mögen — wollen mir in verschiedener Hinsicht nicht besonders gefallen. Ein junger Mensch wie Du, muß sich nicht blos im Frauendienst, für welchen Du mir überhaupt schon ein wenig zu erwachsen zu sein scheinst, sondern auch in den Waffen üben —"

„O, Messire," fiel der Jüngling ein, „wenn sich dazu in Fontainebleau eine Gelegenheit —"

„In Fontainebleau nicht, aber hier!" unterbrach ihn der Graf mit höhnischem Lachen. „Ich brauche einen Knappen, und werde Dich wehrhaft machen; Du sollst fortan mein Diener sein."

„Messire" — stammelte Raoul verwirrt. „Madame wird —"

„Mir gewiß sehr dankbar sein, daß ich ihren Lieblingsdiener — denn der bist Du doch gewiß — ganz besonders berücksichtige;" rief der Graf mit lautem Lachen. „Sie wird einsehn, daß Du bereits in den Jahren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bist, wo Du schon Deiner Ehre wegen — und wegen Anderer Ehre auch — nicht mehr länger Page sein kannst."

„Wenn aber Madame nicht einwilligen sollte" — hob Raoul noch immer in Verwirrung an.

„Der Diener meines Weibes ist auch der meinige;" sprach rauh der Graf. „Was Dich anlangt, so hast Du, wie sich dies von selbst versteht, dabei keine Wahl. — Du warst früher in Diensten von Madame d'Estampes? — Nicht? — Nun wohl; im schlimmsten Falle würde ich an diese schreiben, damit sie Dich mir als ihren Dienstmann überläßt."

Raoul zitterte. Er fürchtete eine Entdeckung seiner Abkunft.

„Messire," sagte er erschrocken, „ich bin ganz zu Euer Gnaden Befehl, ich fürchtete nur, daß Madame —"

„Sei deshalb ganz unbesorgt. Mein Weib wird sich schon wieder einen andern Leibdiener verschaffen;" fiel der Graf mit Hohngelächter ein. — „Jetzt, Raoul Gilbert, gehe hinab in den Stall, melde Dich bei Foulques Chabert, meinem Stallmeister. Er wird aus Dir einen tüchtigen Knappen machen. Mein Dienst wird Dir gewiß ausnehmend gefallen. Wirst Du auch nicht von schönen Händen abkonterfeit werden, so wirst Du doch dafür Pferde putzen und satteln lernen."

Ein Wink Chateaubriand's gebot Raoul das Zim-

mer zu verlassen, und der Page wankte todtenbleich zur Thüre hinaus. — —

Raoul fand sich die erste Zeit ganz wie zu Boden geschmettert, als er sich in einer, ihm so ganz fremden und untergeordneten Stellung sah. Bis dahin blos gewohnt von seiner Gebieterin auf's Freundlichste behandelt zu werden, und die kleinen Dienste, die er ihr zu leisten hatte, abgerechnet, sich ganz nach eigener Willkühr zu bewegen, ging ihm der Dienst in mitten rauher Kriegsleute, die ihn obendrein als ihnen untergeordnet, ja als einen fast unnützen Neuling ansahen, ungemein schwer ein. Am meisten jedoch schmerzte es ihn von seiner Gebieterin getrennt zu sein. Täglich, ja stündlich waren seine Gedanken nur bei ihr, und der Jüngling verfiel endlich in einen Trübsinn, der seine ganzen Lebenskräfte zu verzehren begann. Seine Kameraden deuteten diese Schwermuth als eine Unzufriedenheit mit seiner Lage, durch einen Hochmuth, der sich für seinen Stand nicht passe, erzeugt, und Raoul Gilbert war ihnen deshalb fortwährend ein Gegenstand roher Neckereien und kleiner Anfeindungen, die er jedoch kälter, als sonst ein junger Mensch seines Alters gethan haben würde, hinnahm, und die endlich mehr und mehr nachließen, da er sich gegen sie nicht zu vertheidigen trachtete. Ueber seinen Herrn hatte sich Raoul weder zu beklagen, noch konnte er sich der Gunst desselben rühmen. Der Graf schien ihn gänzlich unbeachtet zu lassen, doch gebrauchte er ihn dann und wann zu Diensten um seine Person, und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dies endlich um so öfter, als Raoul sich, vermöge früherer Gewohnheit, durch Gewandtheit und Anstand vor seinen Kameraden auszeichnete. — —

Es waren indeß mehrere Monate nach seinem Dienstantritte verflossen, als Raoul von seinem Herrn den Auftrag erhielt nach dem Landsitze des Admirals zu reiten, um diesem eine Einladung zu überbringen. Der Admiral nahm Raoul sehr freundlich auf, er erkundigte sich nach seiner Lage, fragte ihn ob er ihm vielleicht auf irgend eine Weise nützlich werden könnte, und lenkte endlich das Gespräch auf die Gräfin Chateaubriand. Bonnivet erkundigte sich nach allen Einzelheiten von Raoul's früheren Dienstverhältnissen, und nun ward der sonst so schweigsame und trübsinnige Jüngling mit einemmale gesprächig und lebendig. Mit schwärmerischem Enthusiasmus sprach er über die Vorzüge seiner ehemaligen Gebieterin, er pries ihre Wohlthätigkeit, ihre Milde, die Schönheit ihrer Seele, bis die Ueberströmung aller Gefühle seiner Sprache die Worte raubte, und er in einen Strom von Thränen ausbrach. — Bonnivet hatte ihm bis dahin schweigend zugehört.

„Ich habe," sprach er nach einer Pause, „vor zwei Tagen Briefe von Deiner Gebieterin empfangen. Sie gedenkt Deiner in dem Schreiben sehr freundlich, und sagt, daß sie sich sehr freuen würde von Dir das Beste und Wackerste zu vernehmen."

„Wirklich? — Schreibt sie wirklich so?" fragte Raoul mit plötzlich erglühendem Gesicht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Gewiß;“ erwiederte der Admiral. „Sie gedenkt Deiner auf's freundlichste. — Wäre es mir doch gelungen,“ setzte er hinzu, „die treffliche Frau mit ihrem Gemahl auszusöhnen, aber freilich, an seinem Widerwillen sie zu sehen scheiterte Alles. Ich bin fest überzeugt, stünde sie ihm persönlich gegenüber, hörte er den Ton ihrer Stimme, mein Plan, die beiden Gatten zu vereinigen, glückte augenblicklich.“

„Meint Ihr, Messire?“ fragte Raoul zweifelhaft. „Ich sehe zwar nicht ein wie es möglich ist, daß mein Herr, der Graf, sich so freiwillig des größten Glückes was die Erde nur gewähren könnte, berauben kann; dennoch ist es so, und nach den Worten, die Ihr aus seinem Munde gehört, als ich den Brief überbrachte, ist wohl kaum anzunehmen, daß er auf andere Gesinnungen kommen dürfte.“

„Es würde unfehlbar der Fall sein, wenn ihm die Gräfin persönlich gegenüberstünde;“ versetzte der Admiral. „Graf Gaston ist gleichfalls dieser Meinung. Er schrieb mir gestern, und bat mich einen neuen Versuch deshalb bei Deinem Herrn zu machen, ich werde es aber unterlassen, da mir der erste bereits das beste Pferd aus meinem Stalle — hole der Guckuck die verwünschte Wette! — gekostet hat. Ohnehin würde es auch vergeblich sein und der Henker mag aus diesen Leuten klug werden. Graf Gaston schreibt von der Verzweiflung, in welcher sich die Gräfin wegen des kränkelnden Kindes, das sie nicht sehen darf, befinden soll, und als es mir endlich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gelingt, ihr die Erlaubniß zu ihrer Herkunft auszuwirken, sagt sie, daß sie nicht kommen könne."

„Sagt lieber, gnädiger Herr, daß sie nicht kommen dürfe;" sprach der Knappe schmerzlich lächelnd.

„Nein! — Nein! — Es ist eine Weiberlaune. Eigensinn; nichts weiter;" rief der Admiral. „So trefflich die Frau auch sonst sein kann, so mag sie doch ihre Launen haben. Der Brief des Grafen war freilich nicht so galant geschrieben, wie sie wohl sonst Briefe erhalten haben mag, aber die Erlaubniß kommen zu dürfen, war deutlich und ohne Rückhalt in dem Schreiben ausgedrückt."

„In dem Schreiben wohl, aber —" Raoul stockte.

„Nun, was bedurfte es weiter?" sagte der Admiral aufmerksam. „Meinst Du, die Erlaubniß sei nicht aufrichtig gegeben worden?"

„Verzeiht, Messire," sagte Raoul in Verwirrung, „die Rede ist von meinem Herrn."

„Und von Deiner Gebieterin!" rief Bonnivet. „Zweierlei ist nur möglich: Die Gräfin will nicht kommen, und spielt mit ihrem Verlangen und Klagen nur ein falsches Spiel — was ich nicht glauben will, denn es wäre schlecht — weshalb ich sie lieber für launenhaft und eigensinnig halte —"

„Verzeiht, Messire; Ihr thut jetzt das größte Unrecht, das Ihr irgend einem Menschen je gethan haben könnt. An der Gräfin haftet nicht der geringste Makel;" rief Raoul mit Enthusiasmus.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„So hat der Graf ein falsches Spiel gespielt, und die gegebene Erlaubniß war nicht aufrichtig;" sagte der Admiral, indem er den Knappen ansah.

Raoul schwieg. Er schlug die Blicke zu Boden. —

„Es waltet hier ein Geheimniß, und — Du kennst es;" sagte Bonnivet nach langer Pause. — „Wenn dies aber der Fall ist, wenn Du der Meinung bist, daß Deine Gebieterin wirklich sich mit ihrem Gatten auszusöhnen, und zu ihrem Kinde zu kommen wünscht, so wäre es Deine Pflicht es mir zu entdecken, wenn Du es mit der Gräfin so gut meinst, wie Du sagst. Vielleicht ist sie es selbst zu thun nicht im Stande, vielleicht weiß sie, daß ihr Gemahl nur zum Schein ihr geschrieben. — — Nicht wahr, ich habe es getroffen? — Du schweigst? — Warum sprichst Du nicht? — Vielleicht erwartet es die Gräfin, daß Du mir entdecken sollst was Du von der Sache weißt, vielleicht erkundigt sie sich eben deshalb so angelegentlich nach Dir; sie will Dir damit vielleicht einen Wink geben lassen —"

„Nein, Messire, dies ist nicht der Fall;" unterbrach ihn Raoul mit Bestimmtheit im Tone. „Der Gräfin ist nicht bekannt — —"

„Daß Du um das Geheimniß weißt?" sagte Bonnivet hastig. „Mag dies immerhin sein, so ist dennoch gewiß der Wunsch Deiner Gebieterin — wenn sie ihn überhaupt hegt, wie ich diesen Umständen zufolge wirklich glauben muß — daß eine solche Zusammenkunft zwischen ihr und ihrem Gemahl bewerkstelligt werde. Ist

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dies nun der Fall, sie selbst aber durch irgend ein gegebenes Versprechen gebunden, die im Wege liegenden Hindernisse wegzuräumen, was müßte ihr erwünschter sein, als daß dies ohne ihr Zuthun durch einen Andern geschähe? Ihre ewige Dankbarkeit würde dessen Lohn sein, sie würde ihn für ihren guten Engel halten, und in der That es wäre nichts Geringes, der edlen, schönen, betrübten Frau einen solchen Ritterdienst zu leisten."

„Meint Ihr, Messire? Meint Ihr dies wirklich?" fragte Raoul hastig. — „Doch entschuldigt;" setzte er hinzu. „Was sagt sie denn in dem Briefe, den Ihr empfingt über ihre Weigerung hierher zu kommen?" —

„Sie drückt sich darüber ganz dunkel und unbestimmt aus;" versetzte Bonnivet. „Ein unübersteigliches Hinderniß, das sie nicht aus dem Wege räumen könne und das dem Grafen nur allzuwohl bekannt sei, verstatte ihr nicht von einer Erlaubniß Gebrauch zu machen, für welche sie ihm sonst ewig dankbar sein, die ihren Schmerz in Freude verwandeln und ihr ein neues Leben verleihen würde; so ungefähr lautet die Stelle ihres Briefes."

„Schreibt sie wirklich so? Ist das der Sinn ihrer Worte?" fragte Raoul mit leuchtendem Auge.

„Bei meinem Eid! Bei meiner ritterlichen Ehre!" rief der Admiral, indem er die Hand auf die Brust legte. — „Sprich jetzt! Sage mir; weißt Du um das Geheimniß welches die Gräfin abhält, trotz der gegebenen Erlaubniß, hierherzukommen?"

„Glaubt Ihr, Messire, daß es nicht nur der Wunsch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Gräfin sei hierherzukommen, glaubt Ihr auch daß es zu ihrem Vortheil, zu ihrem Glücke sei?" fragte der Knappe mit feierlichem Tone.

„Gewiß! — Unstreitig!" rief Bonnivet. „Der Zorn Deines Herrn wird durch den Anblick des schönen, leidenden Weibes und durch mein vorhergehendes Zureden, selbst durch die Gewißheit, daß eine Aussöhnung mit ihr ihm die Gnade des Königs wieder zuwenden dürfte, beseitigt werden. Zögre daher nicht, Raoul, wenn Du um das Geheimniß weißt, mich davon zu unterrichten, und mir Gelegenheit zu geben Deiner Gebieterin eine Zusammenkunft mit ihrem Gemahl zu bewirken. Wie übrigens die Sache auch ausfalle, ich verspreche Dir jedenfalls meinen Schutz, falls Du dabei gefährdet würdest."

„Euern Schutz? — Ich gefährdet?" — sagte der Jüngling mit unbeschreiblichem Stolze, und einer Art Verachtung im Tone. — „Ich danke Euch, Messire," setzte er hinzu, indem er Demuth in den Ausdruck, mit dem er die Worte sprach, hineinzulegen versuchte, „ich danke Euch für die Güte, die Ihr mir beweisen wollet; wo es sich indeß um einen Dienst für meine ehemalige Gebieterin handelt, würde ich wenig darnach fragen ob ich geschützt oder gefährdet bin, sondern blos ob ihr mein Dienst Nutzen bringt. Ist dies der Fall, so würde ich selbst mit Freuden für sie in den Tod gehen."

„Brav! — Brav!" — rief Bonnivet hastig. „Aber nun Aufschluß! — Das Geheimniß —"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Gehört meiner Gebieterin und meinem Herrn allein; es bedarf dessen Enthüllung nicht. Habt nur die Güte den letztern noch einmal zu einem Briefe an die Gräfin zu bewegen, und ihn dahin zu bringen daß er ihn Euch zur Bestellung übergebe. Ist dies geschehen so sagt es mir, und ich überbringe Euch Etwas, das Ihr in den Brief einschließt; die Gräfin kommt dann ganz unfehlbar."

Der Admiral sah den Knappen mit Erstaunen an.

„Du scheinst Deiner Sache sehr gewiß;" sagte er sodann in einem zweifelhaften Tone. „Der Graf wird mir gewiß, wenn ich ihn von Neuem zu einem Schreiben bringen will, eine noch größere Wette vorschlagen —"

„Verwettet Euren ganzen Marstall, verwettet Hab und Gut, Messire;" sagte der Jüngling kalt. „Ich kenne Jemand der mehr dabei wagt, als ein Pferd oder elendes Geld. — Noch Eins, Messire! Versprecht mir, wenn die Sache anders ausfiele, als Ihr und meine Gebieterin denket, wenn der Graf unversöhnlich bliebe, versprecht mir, dann mich als den allein Schuldigen zu bezeichnen, und mit Eurer Ehre zu verbürgen, daß die Gräfin nichts davon gewußt, was wir so eben mit einander verhandelt haben."

„Das Letztere verspreche ich Dir, braver Junge!" rief Bonnivet gerührt. „Das Erstere wird nicht nöthig sein; wäre es dennoch, so nehme ich alle Schuld auf mich."

„Wohlan," versetzte Raoul mit einem Lächeln, wel-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ches etwas Schmerzliches hatte, und seinem melancholischen Antlitz einen noch trüberen Ausdruck lieh, „so thut was Ihr könnt den Grafen zu einem Schreiben zu bewegen, und — mögen die Folgen, wie sie immer sind, auf mein Haupt fallen.“ — —

Es war wenige Tage später, als sich der Admiral, nebst mehreren andern Nachbarn aus der Gegend, wieder bei dem Grafen in der Trinkhalle seines Schlosses befand. Der Becher war bereits fleißig in die Runde gegangen, und der Hausherr heute etwas munterer und zu Scherzen aufgelegter als sonst. Bonnivet und die verlorne Wette, waren der Gegenstand seiner Scherze. Der Admiral, der heute weniger wie gewöhnlich trank, stimmte selbst ein sich über sein Unglück lustig zu machen.

„Ich habe mit dem verdammten schwarzen Hengste stets Unglück gehabt!“ rief er in scherzhaftem Zorne. „Am schlimmsten aber ging es mir, wenn Frauen oder was diesen angehörig, ins Spiel kamen.“

„Recht! — Recht!“ — rief der Marquis de Montfort lärmend. „Wißt Ihr noch, wie Ihr bei dem Ringelrennen, das zu Ehren meiner Schwägerin, der Mademoiselle de Montlhery, gegeben wurde, vor deren Tribune stets hin und her kourbettirtet, und den armen Rappen so lange ängstetet, bis er Euch zu den Füßen der Königin des Festes in den Sand warf?“

„Ei, das war noch das Wenigste!“ entgegnete Bonnivet, den Scherz fortsetzend. „Aber als ich acht Tage später nach Schloß Montlhery ritt, um die Hand Eurer schö-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nen Schwägerin zu begehren, und mit einem tüchtigen Korbe wieder nach Hause kam, da war es auch der verdammte Rappe, der mich trug. Ich wette, wäre es mein Schimmel gewesen, der Erfolg meiner Werbung hätte kein so klägliches Ende gefunden."

Die Anwesenden lachten über die komische Wendung, noch mehr über den Ton, in welchem sie der Admiral vorbrachte, überlaut.

„Lacht immer, Ihr Herren!" rief Bonnivet, in drolligem Eifer den Scherz fortsetzend. „An dem Verlust der Wette ist blos der Umstand Schuld, daß ich um den Rappen, nicht um den Schimmel, oder ein anderes hübsches Thier aus meinem Stalle, mit unserm verehrten Freunde gewettet habe. Wäre dies der Fall gewesen, so wäre auch die Gräfin hergekommen."

Das Gelächter wurde noch stärker.

„Ihr thut dem armen Rappen, oder vielmehr dem Fatum, das an dessen schwarzem Felle kleben soll, bitter Unrecht, Bonnivet;" versetzte Chateaubriand lachend. „Sie würde nicht gekommen sein, gleichviel ob Ihr ein schwarzes oder ein zinnoberrothes Pferd — wenn es ein solches gäbe — deshalb verwettet hättet."

„Das laßt gut sein, mein edler Freund! Das weiß ich besser;" sagte der Admiral hartnäckig. „Ich hatte einmal Unglück mit dem Thiere. — Fände die Wette heute und um einen andern Gegenstand statt, der Ausgang wäre anders."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Ei so versuchet noch einmal Euer Glück!" rief Montfort scherzhaft. „Verwettet nun den Schimmel."

„Ich wette nicht mehr;" sprach Chateaubriand.

„Seht Ihr wohl, Messires? Auch unser Freund ist meiner Meinung. Er fürchtet die zweite Wette zu verlieren;" rief Bonnivet.

„Gerade das Gegentheil! Ich bin gewiß sie zu gewinnen, und zwar noch zehnmal hintereinander;" sagte Jener mit sicherem Tone.

„Bah! Wenn das der Fall wäre, so würdet Ihr nicht Anstand nehmen;" sprach leicht der Admiral.

„Wettet! — Wettet, Messire!" rief Aubeterre, sich zu Chateaubriand wendend. „Wie es scheint wünscht der Admiral seinen Marstall etwas zu beschränken."

Alle lachten.

„Ich wette nicht;" sagte der Graf, indem er ruhig seinen Becher austrank. „Es wäre Unrecht wiederholt zu wetten, wo man des Gewinnens im Voraus gewiß ist. Ein Wette dieser Art scheint mir nicht ritterlich."

„Ich spreche Euch los von dieser Schuld! Ich verlange diese Rücksicht nicht; aber — Ihr fürchtet zu verlieren, und ich will darauf eine Wette von dreifach größerem Werthe eingehn;" rief Bonnivet lärmend.

„Fürchtet daß ich Euch beim Worte nehme, wenn ich den Preis bestimmen darf;" sagte Chateaubriand, indem ihm plötzlich ein besonderer Gedanke aufzusteigen schien.

„Thut es! Nehmt mich beim Worte!" rief der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Admiral. „Ladet Eure Gemahlin nochmals ein, aber laßt mich Euch den Brief dictiren."

„Ihr fürchtet in dem Schreiben liege eine geheime Andeutung, der Ladung nicht Folge zu leisten?" sagte Chateaubriand spöttisch. „Ich schreibe so dringend, wie Ihr es verlangt. Den Preis der Wette aber bestimme ich. Es ist die schöne silberne Rüstung, die Ihr von Eurem Ohm geerbt habt und die Ihr so hoch schätzt. — Aha! Ihr besinnt Euch? — Nun, es war nur mein Scherz. Ich erlasse Euch die Wette. Ich weiß daß Euch jenes Kleinod über Alles geht."

„Verzeiht! Ihr irrt Euch. Ich nehme den Vorschlag an;" versetzte Bonnivet nach kurzem Besinnen.

„Foi de Gentilhomme! Das ist stark. Ihr müßt Eurer Sache sehr gewiß sein, aber Ihr könntet Euch dennoch irren;" sagte der Graf, mit Erstaunen auf den Admiral blickend.

„Gut! — Gut! — Die Sache ist abgemacht!" riefen die Gäste.

„Was setzt Ihr dagegen, edler Graf?" sagte endlich der Chevalier.

„Den Parnaß, nebst Allem was um und auf ihm ist!" erwiederte dieser lachend, indem er auf den Schenktisch zeigte, der einen mächtigen, aus Holz geschnitzten, vielzackigen Berg vorstellte; auf dessen Gipfel ein goldener Apoll, den eben dergleichen Musen umgaben, die Leier spielte, und wo jede einzelne Bergspitze einen mächtigen silbernen Becher trug.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Trefflich!" — rief Bonnivet. „Ihr Herren, ich lade Euch auf heute über drei Wochen zu einer Spazierreise nach dem Parnaß, der sich dann in der großen Halle meines Schlosses befinden wird. — Doch jetzt Schreibzeug! — Laßt mich Euch den Brief dictiren."

Chateaubriand schrieb, was der Admiral ihm in die Feder sagte, und übergab, als er unterzeichnet hatte, dem letztern lachend den Brief.

„Lacht immer, Messire! Ich hoffe am besten, nämlich zuletzt zu lachen;" sagte der Admiral, indem er das Schreiben zusammenfaltete und es in seine Feldbinde schob. „Eins aber müßt Ihr mir noch versprechen. Empfangt Eure Gemahlin gütig und wie sie es um Euch so sehr verdient."

„Sie kommt nicht;" versetzte Chateaubriand mit Eiseskälte.

„Aber wenn sie käme!" rief der Admiral.

„Kommt sie, so soll sie wie sie es um mich verdient empfangen werden! Verlaßt Euch darauf;" sagte der Graf; ein düsteres Feuer brannte in dem tiefliegenden Auge, und ein krampfhaftes Zucken spielte um die zusammengekniffenen Lippen. —

Bald darauf trennte sich die Gesellschaft. — — —

Wenige Tage später befand sich Chateaubriand in seinem geheimen Kabinet. Die Thüren mehrerer Schränke, welche Briefschaften verwahrten, standen offen; Documente verschiedener Art lagen auf Tischen und Sesseln, selbst auf der Erde, in großer Unordnung umher. Der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Graf zog eine Schublade nach der andern aus einem Schränkchen, welches das letzte noch zu durchsuchende schien, heraus, kramte darin, und warf endlich ein Kästchen, welches einige Pretiosen enthielt, so wüthend zu Boden, daß Ringe und Edelsteine auf der Erde herumrollten. Ein alter Mann, in die Farben Chateaubriand's gekleidet — es war der Leibdiener des Hausherrn — stand blaß, zitternd, und mit gefaltenen Händen an der Thüre. Er bückte sich jetzt, suchte die Kostbarkeiten zusammen, legte sie zaghaft auf den Tisch, und nahm den vorigen Platz ein.

„Er ist nirgends zu finden!" rief der Graf, indem er wüthende Blicke auf den Diener schoß. „Ich sage Dir, Gerard, bist Du der elende Dieb, der Verräther —"

„Um Christi Wunden, gnädiger Herr, wie könnt Ihr so etwas von mir altem Manne, der Euch seit Eurer Kindheit treu gedient, vermuthen?" sprach der Alte, die gefalteten Hände emporhebend. „Ich habe Tausende von Goldstücken, die Euch gehörten, in meiner Verwahrung gehabt, jene Demanten und goldne Ketten, welche Ihr so häufig unverwahrt liegen ließet, haben sich Tagelang in meinen Händen befunden, Ihr hattet niemals einen Zweifel in meine Ehrlichkeit gesetzt, und jetzt sollte ich mein graues Haar schänden, und ein Stück eines zerbrochenen, goldenen Ringes, das wie Ihr selbst sagt nicht zwei Kronen werth, mir diebisch zueignen!"

„Wer spricht von dem Geldwerthe der Kleinigkeit, Dummkopf?" rief der Graf noch immer in Zorn, und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bald dies, bald jenes Paket aufreißend. „Zwanzig zerbrochene Ringe wie jener, würden nicht einer Nachfrage werth sein, wenn nicht ein ganz anderer Werth daran haftete. — Du weißt also durchaus nicht —"

„Bei Gottes Bart! Bei Gottes Zähnen! (damals ganz gewöhnliche Schwüre) ich weiß nicht, wo das Bruchstück des Ringes ist;" rief der Alte, die Finger der rechten Hand zum Schwure emporhebend.

„Du hast es nie gesehen, Mensch?" rief zweifelhaft der Graf.

„Doch, Messire, doch!" sagte der Diener. „Ihr hattet den zerbrochenen Ring stets bei jenen Kleinodien verwahrt, und es würde mir das nicht aufgefallen sein, wenn er werthvoller gewesen wäre. Dies war der einzige Grund welcher meine Aufmerksamkeit auf ihn zog. Ich entsinne mich sogar, ihn an dem Festtage Eures Schutzpatrons, als ich die große goldne Kette aus dem Kästchen nehmen mußte, noch in Händen gehabt zu haben."

„Und seit dieser Zeit" — fragte der Graf.

„Habe ich mehrmals das Kästchen geöffnet, um auf Euren Befehl Dies oder Jenes herauszunehmen, aber des Ringes bin ich nicht ansichtig worden; es ist mir jedoch, als hätte ich ihn in dem Becherlein bemerkt, welches der goldene heidnische Gott, der auf der Tonne reitet" — er zeigte auf einen Aufsatz, der einen Bacchus trug — „in der Hand hält. Euer Gnaden haben seitdem mehrmals Kleinodien aus dem Kästchen genommen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ihr habt den Ring vielleicht liegen lassen, habt ihn später, damit er nicht verloren gehen soll, in den Becher gelegt —"

„Aber er ist nicht drinn!" rief der Graf, nachdem er nochmals, wie zum Ueberfluß, in den Becher schaute. „Niemand wie Du kommt in dies Zimmer —"

„Verzeihet, Messire;" versetzte der Diener, die Rede des Grafen unterbrechend. „Manchmal, wiewohl selten, kommen dennoch Andere herein, zumal da es unverschlossen ist. Da ist zum Beispiel — aber Gott verhüte daß ich Jemand verdächtigen wollte — Euer Stallmeister Foulques, und der Knappe Raoul —"

„Ha!" rief der Graf, indem ihm plötzlich ein Gedanke, wie ein Blitzstrahl, durch die Seele zu zucken schien, mit so lautem, donnernden Tone, daß der alte Diener unwillkührlich zusammenschrak. — „Rufe mir sogleich den Knappen;" setzte er hastig hinzu.

„Euer Gnaden vergißt, daß Ihr ihn, auf die Bitte des Herrn Admirals, mit einem Schreiben nach Fontainebleau gesendet;" erinnerte der alte Diener.

„Wäre es möglich? Sollten sie ein Komplott auf diese Weise angesponnen haben?" rief Chateaubriand, wie zu sich selber sprechend. — „Nein," setzte er sogleich ruhiger hinzu; „sie kennen mich, sie würden es nicht wagen, den Löwen in seiner Höhle an der Mähne zu zausen. — Höre, Alter," sprach er endlich mit ruhigerm Tone, „hast Du nie an Raoul Gilbert etwas Besonderes, Geheimnißvolles bemerkt? Etwa Zusammen

künfte mit Dir unbekannten Personen, oder sonst dergleichen?"

„Euer Gnaden," entgegnete der Alte, „allerdings ist mir etwas an Raoul aufgefallen, aber mit dem Verschwinden des Ringes kann es in keinem Zusammenhange stehen; ich möchte auch nicht gern den Knappen, der sonst fleißig in seinem Dienste ist, und den ich für wacker halte, schaden —"

„Keine Vorrede! Sprich aus, was Du meinst;" rief der Graf.

„Wie Ihr wißt, Messire, wohnen in den sechs Hütten, draußen am Flußufer, einige Familien Cagots, welche von Zeit zu Zeit die Kirche unsers Dorfes besuchen; wie Euch gleichfalls bekannt, betreten sie dieselbe nur durch eine eigene Thüre, um sich durch diese auf einen von Schranken umzäunten Platz, hinter dem Hochaltar, zu begeben, sintemal diese, von den Arianern abstammende Raçe, nicht werth ist das Hochwürdige mit eigenen Augen zu schauen, noch mit guten Christen zusammen zu sitzen —"

„Ich weiß! — Ich weiß!" rief verdrüßlich der Graf. „s'ist eine elende Brut. Wären sie nicht als Zimmerleute nützlich, so lohnte sich es nicht einmal sie todt zu schlagen."

„Neulich," erzählte der Alte weiter, „hatte der Meßner den Schlüssel zu der Kirchenthüre der Cagots verlegt, und das elende Volk, das durch die andere Thüre nicht hineingehn durfte, wollte schon wieder umkehren,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

als Raoul Gilbert hinzukam und erzwang, daß der Meßner sie durch die gewöhnliche Thüre hineinließ. Aus diesem Grunde, und weil Raoul von Diesem oder Jenem schon im Gespräch mit den Cagots erblickt worden sein soll — welche, wie die Knappen sagen, ihm eine große Ehrfurcht bezeigen — vielleicht auch wegen gewissen, eigenen Gesichtszügen, munkeln die Leute er sei selbst ein Cagot, und zwar ein Häuptling, ein Fürst derselben."

„Dummes Geschwätz;" sagte der Graf. „Er ist Page bei der Gräfin d'Estampes gewesen. Stammte er von den Cagots, so wäre dies rein unmöglich. Wer würde wissentlich einen Cagot nur zum Stallknecht wählen! Kein ehrlicher Mann würde mit ihm dienen wollen. Und nun gar zum Pagen! — Die Gräfin d'Estampes mußte doch seine Abkunft kennen."

„Verzeiht, Messire," sprach der Alte, „ich sage es ungern, aber ich darf es nicht verschweigen; der Knappe Raoul Gilbert war niemals in Diensten der Gräfin d'Estampes."

„Was sagst Du?" schrie laut der Graf. „Mein Weib sagte, sie habe ihn von dieser zum Pagen erhalten, als er den Dienst verließ."

„Dann, Messire," versetzte achselzuckend der alte Diener, „muß es wohl so gewesen sein, wiewohl ich es nicht begreifen kann. — Ich hatte gleichfalls gehört, daß Raoul bei der Gräfin in Dienst gewesen; nun treffe ich neulich, als ich in Euren Aufträgen zu Nantes war,

meinen alten Bekannten, Hugues Durand, welcher Leibdiener bei der Gräfin ist, die gerade durch Nantes reiste. Wir kommen bei einem Becher Wein ins Gespräch über Dies und Das, ich sage daß ein Page der Gräfin jetzt in Euren Diensten stehe, und nenne Raoul Gilbert. Hugues Durand aber wußte von keinem Pagen dieses Namens, und es fand sich, daß seit sechs Jahren die Gräfin d'Estampes nur einen und denselben Pagen gehabt, daß dieser noch bei ihr in den Diensten steht, und — der Sohn meines Freundes ist. — Als ich nach Hause kam, fragte ich Raoul nach dem Namen des Leibdieners der Gräfin. Er nannte einen andern, und ich schloß daraus daß er nie in deren Diensten gestanden. Weiter in das Geheimniß zu dringen versuchte ich nicht, da ich nicht wissen konnte, ob es Euch genehm sei, und Raoul nicht auf Euren Befehl dieses Vorgeben sich erlaubt."

„Wäre es möglich?" rief Chateaubriand mit der Geberde des Erstaunens, die Hände emporhebend und wie zu sich selber sprechend. „Könnte man annehmen, daß irgend ein weibliches Wesen sich so tief erniedrigen könnte, mit einem Cagot —"

Die Thüre öffnete sich in diesem Augenblicke, und ein Diener trat ein.

„Der Ritter Henriot Gailhac!" meldete er.

Zwei Augenblicke später trat der Ritter in's Zimmer. Der Staub, der auf der Rüstung und den Helmfedern lag, bezeugte daß er so eben von weiter Reise komme.

„Messire," sagte er, „mich sendet Madame de Cha-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

teaubriand. Sie läßt Euch melden daß sie morgen hier eintreffen werde."

Ein furchtbares Lachen, welches etwas von dem eines Wahnsinnigen hatte, beantwortete die Rede des Alten. Betroffen sah Henriot den Grafen an.

„Entschuldigt, Ritter Henriot;" sprach sich schnell sammelnd der Graf. „Mein Lachen galt nicht Euch. — Wo ließet Ihr Eure Gebieterin?"

„Sechs Lieues von hier, auf dem Schlosse des Admirals Bonnivet;" entgegnete Henriot.

„Bei Bonnivet? Ich dachte es mir;" sagte kalt der Graf. — „Hat Euch Eure Gebieterin sonst noch etwas aufgetragen?"

„Sie sprach, sie ließe Euch tausendmal im Voraus Dank sagen, für die Einladung die ihr geworden, sie sei ihr sogleich freudig gefolgt, als sie das geheime Zeichen empfangen, und bäte Euch um freundliche Aufnahme."

„Sie soll ihr im vollsten Maße, nach Verdienste werden;" sprach Chateaubriand mit Eiseskälte. — „Werdet Ihr Madame hier erwarten?" fragte er mit ruhigem Tone.

„Nein, gnädiger Herr;" erwiederte der Alte. „Ich werde ihr entgegenreiten, auf eine oder zwei Lieues. Admiral Bonnivet begleitet sie."

„Hört, lieber Ritter;" sagte Chateaubriand, indem er sich auf einen Sessel niederließ, und dem Alten einen Wink gab sich gleichfalls niederzulassen, was dieser

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jedoch ehrfurchtsvoll ablehnte; „es wäre mir lieb wenn der Admiral nicht herkäme. Ich und Madame werden uns nach so langer Zeit allerhand Mittheilungen zu machen haben, wobei die Anwesenheit eines Dritten nur störend erscheinen müßte. Suchet doch auf gute Manier den Mann davon abzuhalten. Sagt ihm von meinetwegen: diesmal habe er seine Wette gewonnen, wenn auch auf einem Umwege und eine höchst pfiffige Weise, über die ich viel hätte lachen müssen. Morgen solle er den Preis derselben zugesendet erhalten. Sodann befehlt dem Knappen, Raoul Gilbert, rasch vorauszusprengen, damit er hier eintreffe ehe Madame anlangt. Er kennt die Einrichtungen in den Zimmern derselben am besten; er soll die Anordnungen treffen helfen. — Es wird der Gräfin," schloß er leicht, „gewiß sehr angenehm gewesen sein, ihren ehemaligen Pagen wiederzusehn."

„Gewiß, Messire!" sagte der Alte, die Stirne runzelnd, „indeß bitte ich, daß Euer Gnaden den jungen Menschen nicht zu dem Dienste von Madame verwenden mögen."

„Nicht? — Und warum nicht, lieber Ritter?" fragte der Graf mit einem spöttischen Lächeln.

„Weil," sagte der Alte, „der junge Mensch sich manche Freiheit herausnimmt, die ihm nicht zusteht. Ich will damit nicht sagen, daß er es auf irgend eine Weise an Ehrfurcht fehlen lasse; — und ich wollte es ihm auch nicht rathen, wo ich befehlige — aber er er-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

füllt seine Obliegenheiten auf eine Weise — auf eine Art —"

„Wie ein Rittersmann gegen die Dame seines Herzens? — Nicht wahr, das wolltet Ihr damit sagen!" sprach lachend Chateaubriand. „Hm! Das müßt Ihr ihm nicht übel nehmen. Am Hofe von Fontainebleau macht alle Welt Fortschritte in der Galanterie, „regis ad exemplum" wie mein alter Kaplan sagen würde. — Außerdem wird Madame immer sehr gnädig, so zu sagen, recht liebreich gegen ihn gewesen sein."

„Ja! — Allerdings!" versetzte der alte Ritter. „Die Gnade der Frau Gräfin mag dem Jungen allerlei Dünkel in den Kopf gesetzt haben, und er benahm sich dann manchmal etwas übermüthig, und nicht wie es einem Diener zukam. Ich konnte — wiewohl ich sonst seinen Fleiß und seine Treue loben muß — deshalb niemals recht mit ihm zufrieden sein. Vielleicht mag indeß auch der Umstand, daß seine Züge etwas von denen der verdammlichen Raçe der Cagots an sich tragen, mir einen gewissen Widerwillen gegen ihn eingeflößt haben —"

„Ihr findet also auch, daß er etwas an eine solche Abkunft erinnert?" fragte der Graf im gleichgültigsten Tone.

„Allerdings;" erwiederte der alte Ritter. „Es kann dies aber natürlich nur ein Spiel des Zufalls sein, denn Madame empfing den Pagen von Madame d'Estampes, und diese, wie jede andere Frau von Ehre, würde die verpestende Gegenwart eines Cagot niemals in ihrer Nähe

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geduldet, vielweniger einen solchen als Page in Dienst genommen haben."

„Nein," sagte der Graf mit kaltem Lächeln, „keine Frau von Ehre würde dies thun. — Wohlan, Ritter Henriot," setzte er aufstehend hinzu, „ruhet Euch heute aus, und reitet Morgen früh bei Tagesanbruch Eurer Herrin entgegen. Sobald ihr zu ihr kommt, so sendet Ihr mir den Knappen Raoul und befehlt ihm aufs Aeußerste zu eilen. Jetzt, Gerard, schickt mir den Haushofmeister."

Der Ritter und der Leibdiener des Grafen entfernten sich.

Nach wenigen Minuten trat der Haushofmeister ein.

Alberic Gontard war ein Mann von etwa funzig Jahren. Sein Haar fing bereits an zu ergrauen, aber seine Gestalt hatte etwas Herkulisches.

„Alberic," sagte der Graf, als er mit diesem allein war, und nachdem er sich versichert, daß sich kein Horcher außerhalb der Thüre befand, „Alberic, Du bist mir immer treu gewesen, Du hast meine Befehle stets erfüllt, ohne nach der Veranlassung derselben zu fragen."

„Ich that meine Schuldigkeit, Messire;" versetzte Jener mit rauhem Tone. „Ich gehorche ohne zu fragen, wenn Ihr etwas befehlet, denn an Euch ist es zu vertreten, was Ihr durch mich vollstreckt habt."

„Recht!" versetzte der Graf, indem er dem Sprechenden fest ins Auge blickte. „Auch das, was ich Dir jetzt auftragen werde, werde ich vertreten vor Gott und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Menschen, vor König und Reich, und nöthigenfalls vertheidigen mit Schwert und Dolch. — Alberic," sagte er, „ich bin tödtlich beleidigt, bin beschimpft, auf eine solche Weise beschimpft worden, daß nur die auffallendste Rache meine Ehre wieder herstellen kann."

„So rächt Euch, Messire, rächt Euch durch meinen Arm, und den Arm meiner Söhne!" sprach kalt der Haushofmeister.

„Wohl; das war es was ich von Dir fordern wollte;" sagte der Graf. „Jetzt höre meine Befehle. Du kennst das Zimmer im linken Flügel des Schlosses, welches zur Kapelle eingerichtet ist, und in welchem die Leichen meiner Vorfahren stets ausgestellt zu werden pflegten."

„Welches schwarz ausgeschlagen ist? — Ganz recht, Messire;" erwiederte Jener.

„Du wirst," sagte Chateaubriand ruhig, „heute Nacht das Bild des Königs, was sonst hier in meinem Kabinet hing, in jenem Gemache aufhängen lassen; außerdem lässest Du zwei Särge in dem Gemache aufstellen, und begiebst Dich mit Deinen vier Söhnen, welche verlarvt sein müssen, mit Tagesanbruch in das, an jenes Gemach stoßende Zimmer. Auf den Ton dieser Pfeife" — er zeigte auf ein Pfeifchen das er am Halse trug — „treten Deine Söhne in die Kapelle, und stoßen Den nieder, nein erwürgen Den, welchen ich ihnen mit den Worten: „Vollstreckt meinen Befehl!" bezeichne; sie legen ihn in einen der Särge, und bedecken den Sarg

mit einer Decke, ohne den Deckel zu schließen. — Du hast mich genau verstanden?"

„Genau, Messire! — Sorgt nicht, Euer Befehl soll pünktlich befolgt werden;" sprach der Haushofmeister so ruhig, als wenn es sich um ein ganz gewöhnliches Geschäft handelte.

„Dies," fuhr Chateaubriand fort, „ist nur der erste Theil des Auftrags, den ich Dir zu geben habe; das Weitere vernimmst Du, wenn das eben Gesagte vollzogen ist. — Jetzt gehe, versieh den Ritter Henriot mit Allem was ihm Noth thut, und triff Anstalten, daß er morgen so bald er will das Schloß verlassen kann. Was Deine und Deiner Söhne Belohnung anlangt —"

„Kein Wort davon, Messire!" unterbrach ihn Alberic. „Wir wissen aus Erfahrung, daß Graf Chateaubriand nie anders als fürstlich seinen Getreuen lohnt."

Mit einem stolzen Lächeln und einer Bewegung der Hand, entließ der Graf den Haushofmeister. — — —

Es war des andern Tages Vormittags, als Raoul Gilbert in das Burgthor sprengte. Der Rappe, den er ritt, scheuete, und der Reiter konnte ihn nur mit Mühe zügeln. Eben war er abgesessen, als der alte Gerard, der Leibdiener des Grafen, eilig aus dem Schlosse trat.

„Sr. Gnaden haben befohlen, daß Ihr, sobald Ihr angekommen, Euch zu ihm verfügen sollt;" sagte er, Raoul fest anblickend. „Der Herr ist im schwarzen Zimmer im linken Flügel des Schlosses, er wird Euch dort

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein Geschäft auftragen, und Ihr sollt deshalb das Schwert ablegen."

„Ich erwartete es — wenn auch nicht so bald;" erwiederte Raoul mit Ruhe, indem er einem Stallknecht den Zügel des Pferdes zuwarf.

„Führe das Roß noch nicht in den Stall, es könnte sein, daß es noch gebraucht würde;" sagte Gerard in Verwirrung. — „In das schwarze Zimmer sollt Ihr kommen;" sprach der Alte nochmals zu Raoul, indem er ihn sorgenvoll ansah. —

„Ihr sagtet es schon einmal;" versetzte dieser lächelnd.

„Ich hoffe," sprach der Alte nach einigem Zögern, „Ihr habt Euch nichts Unrechtes zu Schulden kommen lassen."

„Eure Hoffnung täuscht Euch nicht;" versetzte Raoul kalt.

„Vielleicht thatet Ihr nach Eurer Meinung kein Unrecht, aber — Ihr wißt, der Herr ist sehr heftig, sehr jähzornig! ist dies der Fall" — Der Alte stockte. — „Nein," rief er nach einer Weile, „ich will keine Blutschuld auf mein graues Haupt laden. Wißt Ihr etwas von dem zerbrochenen Ringe, oder seid Ihr — Gott verzeihe mir eine solche Meinung! — seid Ihr ein Cagot, so rettet Euch."

Raoul sah den Alten mit schmerzlichem Lächeln an.

„Ehrlicher Alter;" sagte er gerührt. „Ihr habt Eurer Menschenpflicht genügt; kümmert Euch nicht um mich. Was mir bevorsteht weiß ich." —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ruhig schüttelte er dem Greise die Hand, und ging mit festen Schritten in das Schloß.

So wie er einige lange Korridore durchschritten hatte, befand er sich an der Thüre des bezeichneten Gemaches. Unwillkührlich blieb der Jüngling einen Moment stehen, und wischte sich die Schweißtropfen von der bleichen Stirn, dann, wie einen festen Entschluß fassend, legte er die Hand auf die Thürklinke. Einen festen Druck mit derselben, die Pforte öffnete sich, und er trat ein.

Es war ein weites mit schwarzem, zum Theil von Mottenfraß zerstörtem Tuch ausgeschlagenes Gemach, in dem er sich befand. Am obern Ende stand ein kleiner, mit schwarz und weißen Tüchern bekleideter Altar, auf dem sich ein Kruzifix befand. Links an der Wand hing ein lebensgroßes Bild des Königs. In der Mitte des Saales standen zwei offene Särge. So wie Raoul ins Gemach trat, befand er sich dem Grafen gegenüber. Letzterer war gepanzert, hatte einen entblößten Dolch in der Hand, und verschloß die Thüre sogleich nach Raouls Eintritt. Dies schien indeß auf den Jüngling nicht den geringsten Eindruck zu machen. Der Graf winkte ihm nach dem Altar zu folgen.

„Du hast," sagte Chateaubriand, den jungen Mann mit durchbohrenden Blicken ansehend, „vielleicht nicht eine Viertelstunde mehr zu leben. Eine einzige Lüge, und Dein Todesurtheil ist gesprochen, nur das ausführlichste Geständniß kann Dich retten."

„Und wer sagt Euch, Messire, daß ich mich retten

will?" sprach der Jüngling stolz. — „Aber sorgt nicht, ich werde nicht um eine Haaresbreite von der Wahrheit weichen."

Betroffen sah der Graf den Sprechenden an.

„Du hast den zerbrochenen Ring, der zwischen mir und meinem Weibe als ein geheimes Zeichen dienen sollte, entwendet, und ihn dem Admiral Bonnivet überliefert, damit er ihn meinem Briefe beifüge?" fragte der Graf, den Jüngling fest anblickend.

„So ist's, Messire;" versetzte Raoul fest und kalt.

„Ha, Elender!" rief Chateaubriand mit donnernder Stimme, und indem er eine Bewegung mit dem Dolche machte; sich jedoch sogleich mäßigend, fragte er weiter: „Warum thatest Du dies?"

„Weil," versetzte Raoul, „dies das einzige Mittel war, für Madame die Erfüllung ihres Wunsches, sich hierher zu begeben, zu bewirken."

„Und wann entdeckte Dir die Elende das Geheimniß?" fragte der Graf.

„Madame hat mir nie ein Wort davon gesagt;" erwiederte Jener.

„Lügner!" schrie der Graf. „Nur durch die Verworfene selbst konntest Du das Geheimniß, das an dem Ringe haftet, erfahren. Sie und ich wußten allein darum."

„Recht!" entgegnete Raoul mit Ruhe. „Ihr waret es, durch dessen Mund ich es erfuhr. — Als Ihr das letztemal in Fontainebleau waret, hatte ich eben mit Rit-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ter Henriot das Zimmer verlassen, wie Ihr durch ein Nebenzimmer in das der Gräfin tratet. Ich war, sobald es mir möglich, in das Zimmer zurückgeeilt, ich hörte einen Wortwechsel, vernahm wie Ihr das Bild des Königs gegen den Boden schmettertet, und begab mich, in dem Vorsatz meine Herrin, selbst mit Gefahr des Lebens, gegen rohe Ausbrüche Eurer Wuth zu schützen, in das Nebenzimmer, durch das Ihr eingetreten waret; dort hörte ich Alles."

„Vortrefflich! Immer besser! Der bestellte Horcher war mir also stets auf den Fersen;" rief der Graf mit grimmigem Lachen. — „Wie kamst Du," fuhr er plötzlich wieder ruhig fort, „in die Dienste meines Weibes? Du bist ein Cagot?" —

„Ja," rief der Jüngling sich stolz aufrichtend, „ich gehöre dem alten, edlen, unterdrückten Volke an, dem einst mächtigen Volke der Vandalen, das in dieser erbärmlichen Gegenwart Ihr und andere kleine Menschen mit einem Schimpfnamen bezeichnen. Ich bin ein Nachkomme der Fürsten dieses Volkes, und ich denke, das Blut der Recken Theoderichs ist edler als das Eure." —

Chateaubriand zuckte bei diesen Worten hastig den Dolch, aber plötzlich ließ er wieder den Arm sinken, und sagte mit tiefer Verachtung im Tone:

„Hund von einem Cagot, Du bist nicht werth durch meine Hand zu sterben! — Wußte mein Weib um Deine Abkunft?" fragte er dann weiter.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Raoul stockte. Er schien sich auf eine Antwort zu besinnen, dann sagte er mit festem Tone:

„Fragt Alles was mich und meine Handlungen betrifft, und ich werde Euch ohne Furcht und der Wahrheit gemäß antworten, auf Fragen die Andere angehn, antworte ich Euch nicht."

„Sie hat also gewußt, daß Du zu dieser verworfenen Kaste, den Nachkommen der Christusläugner, der Arianer gehörst und Dich dennoch in ihren Dienst genommen!" schrie der Graf. „Die Elende! Die Verworfene! Ja, jetzt halte ich alle meine Voraussetzungen für bestätigt. Sie hat noch mehr gethan. Sie war ehrloser, verworfener, als das ehrloseste, verworfenste Geschöpf in ganz Frankreich! sie hat mit einem Cagot gebuhlt."

„Es ist nicht wahr!" entgegnete der Jüngling heftig. „Es ist Wahnsinn dies nur zu denken."

„Gestehe, Elender, gestehe!" schrie Chateaubriand. „Gestehe, daß mein Weib Deine Buhlerin war, sage es ihr in's Gesicht, und Du sollst, was ich noch vor wenigen Minuten nicht für möglich gehalten hätte, frei aus diesem Schlosse gehen und von mir beschenkt werden. Thust Du es nicht, so stirbst Du unter Martern so schmerzlicher Art, daß Du die Stunde Deiner Geburt verfluchen sollst."

„Genug!" rief Raoul mit stolzem Blicke. „Ich verachte Euch, Eure Geschenke und Eure Martern. — Euer Weib ist unschuldig und rein; rein und unschuldig

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie es die Heiligen des Himmels sind. Haftet ein Makel an ihr, so ist es der Euer Weib zu sein."

„Zische, Schlange! Empöre Dich gegen meine Ferse, elender Molch, den ich zertreten kann sobald ich Lust dazu spüre!" sprach der Graf mit erkünstelter Verachtung, aber zitternd vor Zorn. „Du wirst mich nicht dahin bringen, meinen Dolch mit der Kothlache, die in Deinen Adern fließt zu beflecken. Für Dich ist der Strang bereits gedreht, und die Schleife geknüpft. — Du willst also nicht gestehn, daß Du mein Weib geliebt? daß sie Deine Buhlerin gewesen?"

„Meine Buhlerin?" rief Raoul auf's Heftigste empört. „Ha wüßtet Ihr, wie tief ich Euch in diesem Augenblicke verachte! — Daß ich Eure Gattin geliebt? Ja, Graf Chateaubriand! Ich liebte sie. Ich liebte sie von dem ersten Augenblicke an, wo ich sie sah, die Gute, Edle, Schöne! Ich liebte sie mit aller Kraft, mit aller Stärke, welche die Natur nur je in ein Menschenherz gelegt. Wer hätte auch die Herrliche erblicken mögen, ohne sie zu lieben? Meine Leidenschaft ward stärker und stärker, je länger ich sie sah, je länger ich um sie war. Ich küßte oft den Boden, den ihr Fuß betreten, das Kleid, das sie getragen, die Laute, die Palette, die ihre Hand berührte. Ich wußte, ich war ein Wurm, ein Nichts gegen sie, die ein Engel ist, eine Göttin in Menschengestalt, aber ich liebte sie dennoch, und werde sie lieben, bis zum letzten Augenblicke meines Lebens, Euch und allen Teufeln, wie Ihr einer seid, zum Trotz. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nun, Graf Chateaubriand," schrie er mit den Tönen eines Wahnsinnigen, „nun wißt Ihr, was Ihr wissen wollt! Nun seid Ihr Meister meines Geheimnisses! Ihr wißt warum ich den Ring stahl, und nun laßt Eure Henker kommen, und sättigt Euch an dem Anblick meiner Qualen!" — —

Eine gränzenlose Wuth verzerrte in diesem Augenblicke die Züge Chateaubriand's, sein Auge funkelte, die Fäuste ballten sich krampfhaft, aber er suchte mit Gewalt sich zu bemeistern, hastig brachte er die Pfeife an den Mund. Ein gellender Pfiff ertönte jetzt, die Thüre des Nebenzimmers sprang auf, und vier Verlarvte traten ein.

„Vollstreckt meinen Befehl!" rief der Graf mit Donnertönen, indem er auf Raoul zeigte.

„Fluch Dir, Henker!" schrie dieser laut und kreischend. „Mein letzter Gedanke ist: Françoise de Chateaubriand!"

Seine Stimme ward durch das Seil der Verlarvten erstickt. — — —

Eine halbe Stunde später stieg die Gräfin vor der Thür des Schlosses vom Rosse. Chateaubriand erwartete sie hier.

„Bringe," sagte er zu dem Haushofmeister, der neben ihm stand, „den Ritter Henriot und die Dienerschaft nach den ihnen angewiesenen Räumen."

Françoise eilte auf den Gatten zu.

„Dank, tausend Dank für die Erhörung meiner

Bitte!" rief sie aus. „So erfüllt sich doch endlich mein Wunsch, das, woran meine ganze Seele hängt, zu schauen."

„Ihr werdet nie wieder davon getrennt werden;" entgegnete kalt der Graf. „Habt die Güte mir zu folgen."

Auf die Fragen der Gräfin, nur ganz einsilbig zwischen den Lippen murmelnd, führte Chateaubriand Françoisen durch die langen Korridore nach dem bekannten, schwarz ausgeschlagenen Zimmer. Françoise stieß unwillkührlich einen Schreckensruf aus, als sie um sich blickte.

„Was ist Euch? — Was erschreckt Ihr?" rief er mit furchtbarem Hohn. „Ihr findet hier, was Euch das Liebste auf Erden war."

Bei den letzten Worten zeigte er mit der einen Hand auf das Bild des Königs, mit der andern riß er die Decke von dem einen der beiden Särge. Man erblickte in diesem den Leichnam Raoul's.

„Elende!" schrie er jetzt mit furchtbarer Stimme. „Verworfene Buhlerin eines Königs und eines Cagots; der Augenblick der Rache ist gekommen! — Dort am Altar bereue Deine Missethaten. Du hast nur noch wenige Minuten zu leben."

Ohnmächtig stürzte Françoise zu Boden. Der Graf verließ das Gemach, das er hinter sich verschloß. — —

„Ich sage Euch, Messire, ich hege eigene Besorgnisse;" sprach Ritter Henriot folgenden Tages zu dem Admiral Bonnivet, mit welchem er in der Burghalle

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf und abging, indem er das erloschene Auge lange auf diesem ruhen ließ. „Seitdem ich in das Schloß trat, habe ich nicht zu der Gräfin gelangen können; sie sei unwohl, hieß es. Dennoch ist weder nach einem Arzte gesendet worden, noch hat sonst Jemand von der Dienerschaft Madame zu Gesicht bekommen."

„Ich denke," erwiederte Bonnivet mit einer Miene, die seinen Worten widersprach; „ich denke, der Graf wird nichts Böses gegen seine Gattin im Schilde führen. — Doch sagt mir, lieber Ritter, könnte ich wohl den Knappen Raoul Gilbert zu sprechen bekommen?"

„Dieser ist eben so wenig zu sehen wie die Gräfin;" erwiederte Henriot kopfschüttelnd. „Niemand hat ihn erblickt, seitdem er zurück ist."

„Chateaubriand hat doch eigene Einfälle;" fuhr Bonnivet fort. „Durch Euch ließ er mir sagen, er würde mir den Gegenstand unserer Wette nächstens zusenden, und diese Nacht schickt er mir einen Reitenden mit der Forderung, ich solle sogleich hier erscheinen, weil er mir selbst und zwar noch heute denselben überliefern wolle. — Der Graf," sagte der Admiral mit leiser Stimme, „erschien mir überhaupt seit letzter Zeit ungemein verändert. Er führte manchmal ganz absonderliche Reden, und ich fürchte es ist hier nicht ganz —"

Bonnivet hatte die Hand nach der Stirn geführt, aber er ließ sie plötzlich sinken, und brach seine Rede ab, denn Chateaubriand trat ein.

„Verzeiht, Herr Admiral, daß ich Euch ersucht zu

mir zu kommen, um den Gegenstand der von Euch gewonnenen Wette in Empfang zu nehmen. Ich wollte Euch noch einmal sehen und sprechen, ehe ich dies Haus verlasse. Ich gehe nach la Roche sur Mer, meiner Burg am Seeufer. — Ach, auch Ihr, Ritter Henriot!" setzte er leicht hinzu. „Ich muß Euch, Ihr Herren, beide um Entschuldigung bitten, daß ich Euch etwas habe warten lassen. Ich saß so eben wegen eines merkwürdigen Falles zu Gericht, und ich möchte wohl wissen, welches Urtheil Ihr an meiner Stelle gefällt haben würdet. — Einer meiner geringern Untersassen," erzählte er ganz gleichgültig, „hatte ein schönes Weib, das er wegen sträflichen Umganges mit einem Rittersmann lange in Verdacht hatte, ohne ihm etwas Bestimmtes beweisen zu können. Der Mann hatte sich bereits von dem Weibe getrennt, als er auf den Argwohn kam daß die Frau, welche, obwohl entfernt von ihm, doch immer sein Eheweib war, wieder einen neuen Galan habe, welcher bei ihr in Diensten stehe. Auch hierbei ruhig und nachsichtig — er liebte sie längst nicht mehr — suchte er, seiner eigenen Ehre wegen, den niedrigen Galan von ihr zu entfernen. Da sich seine Abneigung indeß durch die Aufführung seiner Frau immer noch gesteigert hatte, so verbot er ihr bei strengster Ahnung, selbst bei Lebensstrafe, nie wieder vor seinem Antlitz zu erscheinen. Eine Zeit lang fügte sich das Weib dieser Entscheidung, aber plötzlich erschien es dennoch vor dem beleidigten Ehemanne, dem durch einen falschen Freund die Erlaubniß dazu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

listig abgelockt worden war, aber es erschien nicht, um sich reuig vor ihm in den Staub zu werfen, seine Verzeihung zu erflehen, es erschien nur darum, weil es wußte, daß der Geliebte, der Genosse der Schandthat, sich ebenfalls dort aufhalte. Jetzt steigerte sich die Abneigung des Mannes zum Hasse, aber der Haß ward zur Wuth, als er vernahm, daß der Galan des Weibes ein Cagot sei, und daß sie dies gewußt habe, als sie ihn in Dienst genommen. — Wie glaubt Ihr Herren," fragte er mit starker Stimme, „daß mein Urtheil gelautet?"

„Auf den Tod!" rief Henriot heftig. „Auf den Tod für die Ehebrecherin und den schändlichen Cagot! — So wenigstens lauten die Gesetze von Bearn und ganz Gascogne."

„Wenn es erwiesen" — sagte Bonnivet zögernd.

„Es ist nur allzuerwiesen;" versetzte ruhig der Graf. „Der Verbrecher gestand selbst vor Gericht, daß er das Weib geliebt und daß er ein Cagot sei."

„Und Euer Urtheil?" fragte der alte Ritter.

„Es lautete so, wie Ihr gesagt;" versetzte kalt der Graf.

„War das Weib schön?" fragte Bonnivet mit allem Leichtsinn eines Franzosen.

„Ich werde Euch die Verbrecher zeigen, sie befinden sich noch in den Mauern dieses Schlosses;" erwiederte kalt der Graf. „Ihr mögt dann selbst urtheilen. Folgt mir nach der Gerichtshalle."

Mit großer Ruhe, und ohne weiter ein Wort zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sagen, führte der Graf Bonnivet und den alten Ritter von Zimmer zu Zimmer, von Gang zu Gang, bis alle Drei endlich in das bereits bekannte, schwarze Gemach traten. —

Der Admiral und Henriot stutzten über die ungewohnte Umgebung, vorzüglich über die beiden, mit schwarzen Tüchern bedeckten Särge.

Mit der früheren, ruhigen Kälte zog Chateaubriand die Decken von diesen. Mit Entsetzen fielen die Augen der Begleiter auf die Leiche Raoul's, mit noch größerem auf die der Gräfin, die in dem zweiten Sarge lag. —

„Dies," rief der Graf jetzt mit lautem, schaurig im Saale wiederhallenden Tone, „ist das gerichtete Weib, dies der elende Cagot, ihr Galan; dies Bild an der Wand ist das des Ritters, der sie zuerst verlockte." —

So wie Chateaubriand diese Worte gesprochen hatte, verließ er rasch das Zimmer. Zwei Minuten später hörten Bonnivet und Henriot den Hufschlag seines Rosses im Schloßhofe.

„Großer Gott!" rief Bonnivet, als er der Sprache Meister werden konnte. „Welche entsetzliche That! Er hat sie ermordet."

„Sagt gerichtet, Messire;" versetzte Henriot mit zusammengezogenen Augenbrauen und starr vor sich hinblickend.

„Was? So glaubt Ihr auch daß sie des Ehebruchs schuldig?" rief der Admiral.

„Schwert und Dolch gegen Den, der so etwas in

meiner Gegenwart behaupten wollte!" erwiederte Henriot mit rauhem Tone.

„Dann verstehe ich Euch nicht;" rief Jener. „Ihr haltet sie für unschuldig, und dennoch —"

„Das sage ich nicht;" erwiederte der Alte in vorigem Tone. „Sie duldete die Huldigungen des Königs, sie wußte daß man sie, gleichviel ob mit Unrecht, die Geliebte desselben nannte, und sie floh nicht sogleich den Hof. — Ha, Messire, eine Tochter des Hauses Foix! — Und dann; nahm sie nicht einen Cagot in ihren Dienst? Blut Gottes, Herr Admiral! Ich habe mein Weib sehr geliebt, zwanzig Jahre habe ich an dessen Seite glücklich gelebt, es hat mir wackere Söhne und blühende Töchter geboren, auch bin ich nur ein gewöhnlicher Rittersmann, aber — Messire, ich würde unter ähnlichen Umständen nicht anders wie der Graf gehandelt haben. —

„Furchtbar! — Entsetzlich!" — rief Bonnivet, indem ein tiefer Schmerz sich in seinen, sonst so fröhlichen Zügen blicken ließ.

Der Haushofmeister trat jetzt in's Zimmer.

„Messire!" sagte er in gleichgültigem Tone. „Ist es Euch gefällig, den Schenktisch, den Ihr, wie Sr. Gnaden gesagt, von ihm in einer Wette gewonnen, zu übernehmen?"

„Kein Wort davon! — Fluch! Fluch über jene Wette, die ich mir bis an mein Lebensende nicht vergeben werde!" rief Bonnivet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Und der Schenktisch? Was soll mit ihm" — fuhr Jener mit Eiseskälte fort.

„Werft ihn in's Feuer, das Silber gebt den Armen!" schrie der Admiral und stürzte hinaus. — — —

Die Nachricht, daß der Graf Chateaubriand seine Gemahlin durch Oeffnung der Adern habe tödten lassen, durchlief in wenig Tagen ganz Frankreich. Der König schwor ihm die blutigste Rache, und gab Befehl ihn zu verhaften. Dieser Befehl konnte indeß nicht vollzogen werden, denn, als man gegen das Schloß, wohin er sich geflüchtet, anrückte, entfloh er nach England. Es ward ihm indeß in Abwesenheit der Proceß gemacht, er ward für wahnsinnig erklärt und seine Güter mit Sequester belegt. Er galt als für immer zu Grunde gerichtet. — Späterhin änderte sich sein Geschick. Der König liebte Fräulein von Heuilly, und Gaston de Foix sank in der Gunst des Monarchen. Dies suchte der Graf zu benutzen. Er schenkte dem Konnetable von Montmorency die Baronie Chateaubriand, und dieser bewirkte ihm dafür Amnestie und die Rückgabe seiner übrigen Güter. Die Nemesis übernahm es endlich, den zurückgenommenen Richterspruch zu vollziehen. Chateaubriand ward wirklich wahnsinnig, und starb in Armuth. Einer Sage nach soll er das Grabmal seiner ermordeten Gattin, welches in der Mathurinerkirche errichtet, und auf dem sie in ganzer Figur in Marmor ausgehauen war, oft besucht, und stundenlang vor ihm auf den Knieen gelegen haben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf